

# Meine Erinnerungen

Heinrich Feist

29.04. 1906 - 22.07.1994



- I [Vorwort von Alexandra Wagener](#)
- I [Vorwort von Heinrich Feist](#)
- II [Eltern](#)
- III [Der Hof / Einteilung der Grundstücke](#)
- IV [Die Arbeit auf dem Hof](#)
- V [Viehbestand](#)
- VI [Der Wald](#)
- VII [Persönliches!](#)
- VIII [Hochzeit am 28. Juli 1936](#)
- IX [Familie](#)

- X [Die Geschehnisse ab 1933](#)
- XI [Der erste Hofpöle!](#)
- XII [Die Vertreibung aus der Heimat](#)
- XIII [Von Blankenburg nach Forst](#)
- XIV [Nachwort](#)



# Vorwort von Alexandra Wagener



Der folgende Bericht wurde von meinem Großvater Heinrich Feist, geboren 1906 in Tassau, Kreis Glatz, Niederschlesien, verfasst. Er beschreibt darin das Leben seiner Familie, angefangen bei der Arbeit auf dem elterlichen Bauernhof Anfang dieses Jahrhunderts bis hin zur Vertreibung aus der Heimat im Jahre 1946. Da mein Großvater Zeit seines Lebens Tagebuch führte, war es ihm möglich, viele Jahre später (ab 1976) diese Biographie zu verfassen und trotzdem bei allen Ereignissen die genauen Daten, Orte und Personen zu benennen.

Für uns, seine Nachfahren, wird damit ein bewegendes Stück Zeitgeschichte lebendig, das uns einen tiefen Einblick in die Ereignisse der damaligen Zeit und in die Geschichte unserer Familie gewährt. Die Überzeugungen und Emotionen, aber auch die Ängste der Menschen vor, während und kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges werden greifbar. Vielleicht trägt dieses Dokument ein wenig dazu bei, das diese Ereignisse nicht gänzlich in Vergessenheit geraten und vielleicht hilft es uns auch, uns in die vielen Menschen hineinzusetzen, die auch heute, kurz vor Beginn des neuen Jahrtausends, ähnliche oder noch schlimmere Schicksale durchleben.

Köln, im Oktober 1999

Alexandra Wagener



# Vorwort von Heinrich Feist



Diese Aufzeichnungen beginne ich im Winter 1976. Lange habe ich darüber nachgedacht. Ich bin bald 70 Jahre alt. Möge der allmächtige Gott helfen, dass ich dieses Werk auch zu Ende führen kann, wie ich es geplant habe. Es soll meinen Kindern, den Enkeln und ihren Nachkommen immer ein lesenswertes Buch sein.

Ich, Heinrich Feist, bin das Älteste von vier Kindern, geb. am 29. April 1906. Meine drei Schwestern: Maria, geb. 18. August 1907; Elfriede, geb. 30. Mai 1910; Anna, geb. 9. November 1913. Meine Schwestern und ich sind alle auf dem väterlichen Bauernhof in Tassau, Kreis Glatz, Niederschlesien geboren. In den dreißiger Jahren wurde an Hand von Kirchenbüchern der Pfarrei Lewin festgestellt, dass unser Hof seit 1813 in der Familie Feist war. Sicher ließ sich der Name Feist auf unserem Hofe viel weiter zurück ermitteln. Die verbriefte Größe des Hofes von 47,75 ha ist seit Generationen unverändert geblieben. So war es auch bei den meisten Besitzen des Dorfes.

Meine Großeltern habe ich nicht gekannt. Der Großvater hieß August Feist, die Großmutter Lottina, geb. Umlauf. Sie wäre im benachbarten böhmischen Borawa geboren und in Nový Hrádek getauft worden. Mit sechs Wochen kam sie nach Tassau in die Mühle. Wie es sich zutrug, dass die Großmutter in Borawa zur Welt kam, blieb mir unbekannt. Ich kann nur das niederschreiben, was mein Vater auf einen Zettel hinterließ. Der Vater von Lottina war Anton Umlauf, Müller in Tassau. Die Mutter von Lottina war Maria, geb. Kastner, Tochter des Johann Kastner, Bauer in Tassau und dessen Ehefrau Maria geb. Gebauer aus Tassau. Meine Großmutter väterlicherseits habe ich nicht gekannt. Sie war lange Jahre Witwe mit sieben Kindern. Ihr Sterbejahr war 1907. Wie alt mein Großvater wurde, ist mir nicht bekannt, auch sein Sterbejahr nicht.

Die Großmutter mütterlicherseits, Maria Scholz, war jedes Jahr ein- oder zweimal bei uns in Tassau. Ihr jüngster Sohn, Oswald, brachte sie mit der Pferdekutsche aus ihrem Wohnort Dürrkunuzendorf zu uns. Diese Großmutter lebte als Witwe im Auszugshause und wurde von ihrem Sohne Oswald, der den Hof übernommen hatte, unterhalten. Diese gut Frau habe ich heute noch in lieber Erinnerung. Wenn sie in Tassau war, hat sie jeden Abend in der großen Stube auf dem Sofa mit uns Kindern gebetet. Diese Gebete kann ich heute noch alle.



# Eltern



Mein Vater war das jüngste von sieben Kindern, geb. am 19. August 1869. Im Alter von 35 Jahren, 1904 heiratete er die Bauerstochter Anna Scholz, geb. 10. November 18880 in Dürrkunzendorf, Kreis Neurode. Leider starb meine Mutter viel zu früh, mit noch nicht 54 Jahren, am 7. April 1934 an Unterleibskrebs. Sie wurde in Lewin, unserem Pfarrort, beerdigt, Wie damals üblich, wurden die Verstorbenen um Sterbehaus aufgebahrt. Jeder der wollte, konnte die Leiche noch mal sehen und mit Weihwasser besprengen, das neben brennenden Kerzen auf dem Tisch stand. Mit dem eigenen Pferdefuhrwerk, einem gewöhnlichen Ackerwagen, sind wir zur Kirche gefahren. Nach der Beerdigung war es üblich, mit den sechs Trägern und den anwesenden Verwandten kurz in einem Gasthaus einzukehren. Ein Traueressen im Sterbehaus schloss sich dem an.

Meine Mutter war eine zartfühlende Frau. Leidend war sie lange Jahre vor ihrem frühen Tode. Die vielen Arbeiten auf dem großen Bauernhof, die Sorgen um die eigene Familie, die vier fremden, ständigen Helfer und zur Erntezeit zusätzlichen Erntehelfer, gingen zu Lasten der Hausfrau. Meine Mutter hat viel gebetet!

Wir hatten von Tassau nach Lewin eine beschwerlichen und weiten Weg zur Kirche. Auf den ca. vier Kilometern war eine Steigung von gut 100 Metern. Meist ging die Mutter, wie andere Frauen auch, in die Frühmesse nach Lewin. Zuvor hat sie die notwendigen Arbeiten um Familie, Haushalt und ums Vieh erledigt. Dazu musste Mutter um 4 Uhr aufstehen, denn länger als eine halbe Stunde dauerte der Weg über den Berg nach Lewin. Im Advent waten die Rorateämter schon um  $\frac{1}{2}$  7. Da war es noch stockfinster, oft tiefer Schnee und stürmisch. Stall-Laternen beleuchteten den schmalen Fußpfad im Schnee, der oft verweht war. Meine Mutter kam oft sehr ermattet heim. Die letzten Jahre hat sie unterwegs ruhen müssen. Als die Mutter schon schlecht gehen konnte, fuhren wir sie im Sommer mit der Kutsche und im Winter mit dem Pferdeschlitten zur Kirche.

Als sich das Leiden der Mutter verschlimmerte, fuhr sie mein Vater ins Krankenhaus nach Nachod, im Böhmischen. Ich fuhr sie am 23. März 1934 mit der Droschke nach dem benachbarten böhmischen Dlouhéč, an die Straße zum Autobus. Die Wege waren noch voll Schnee. Wir mussten neben den Wegen fahren. In die Droschke und dann ins Auto mussten wir die Mutter heben. Mein Vater fuhr mit ihr nach Nachod, Er kam abends wieder heim. Am Palmsonntag, 25.03., besuchte ich die Mutter um Krankenhaus. Lange habe ich nach ihr gesucht, bis ich ihr Zimmer fand. Sie hatte geweint. Jeder Patient hatte Besuch, nur die Mutter war noch allein. Mir selbst war das Wiedersehen auch nicht leicht. Ein Arzt hatte fünf Minuten zuvor zu mir gesagt, dass Mutter unheilbar die. Mich hatte diese schlimme Nachricht tief getroffen. Ich durfte es der Mutter nicht zeigen und vom Gesund werden und von daheim reden. Ich habe dann die Mutter gekämmt und ihr eine Flache Brunnen geholt. Sie hatte Durst. Auch meine Schwester Maria mit ihrem Mann kamen dann noch aus Schnella (Schlaney).

Wir haben Mutter ca. 10 Tage im Krankenhaus gehabt und sie abwechselnd besucht. Daheim lag sie nur noch einige Tage. Am 6. April holten wir mit einer Pferdekutsche einen Geistlichen aus Lewin zur Spendung der Sterbesakramente. An diesen Tag musste ich schon oft denken. Wir waren alle im Krankenzimmer der Mutter versammelt, auch unsere ständigen Mitarbeiter. Die Arbeit ruhte. Der Geistliche war kaum eine Stunde weg. Wir saßen um den Tisch in der Küche. Der Vater hatte dem Kaplan vielleicht 2,- Mk gegeben. Das brachte ihm den Gedanken, dass es eigentlich auch ein Geschäft sei, das Krankenversehen. Ich habe dem Vater widersprochen. Da schlug er mit einem Fluch mit der Faust auf den Tisch und beendete die Debatte. Ich hatte das Gefühl, als wenn der gute Geist in uns, die wir um den Vater waren, brutal vertrieben worden wäre. Niemand hat mehr diesen Vorfall erwähnt, in mir aber wurde keine Ruhe.

Mein Vater war von hohem Wuchs. Ich habe ihn in Erinnerung als stets ehrlichen, korrekten, klugen und arbeitsamen Menschen. Die ersten Schuljahre ist er in die damals in unseren Dörfern noch üblichen Dorfschulen gegangen. In einer leer stehenden Bauernstube unterrichtete ein Mann aus dem Dorf! Er musste über überdurchschnittliches Wissen verfügen. Jedes Kind konnte in acht Schuljahren lesen, schreiben und rechnen lernen. Alle Jahrgänge in einem Zimmer.

Mein Vater wurde 1909 Gemeindevorsteher. Dadurch hatte er viel Büroarbeiten. Mit den Männern der Gemeindevertretung wurde der Straßenbau von Kuttel nach Tassau beraten. Das Landratsamt in Glatz billigte dieses Vorhaben. Vermessungsleute arbeiteten den Plan aus. Von Seiten des Kreises wurde der Straßenbau finanziert. Die Pferdebesitzer fuhren von Tassau mit ihren Ackerwagen die Steine aus dem Steinbruch von Roman Welzel, der an der Straße lag, in die von Handarbeit mit Hacke, Schaufel und Radwer (Karre) vorbereitete Trasse. Steinklopfer schlugen die Steine zu Schotter für den Unterbau. Diese Schotter wurde dann auf der Trasse mit Schaufeln verteilt. Die einzige Maschine dabei war die Dampfwalze, die wir Kinder jeden Tag bestaunten. Waren die Steinchen fest gewalzt, wurde roter Sand aus einer nahen Grube darüber geschaufelt und fest gewalzt. Die Fuhrleute und Handarbeiter aus unserem Dorf erhielten für ihre Arbeiten keinen Lohn. Nur die Leute der Baufirma wurden bezahlt. 1914, noch vor Ausbruch des Krieges, war die Straße bis zu unserem Hofe fertig. An die Straßenränder wurden Ahornbäumchen gepflanzt.

Dann kam der Erste Weltkrieg 1914/1918. Alle gesunden Männer bis 45 Jahre wurden Soldat. Mein Vater musste auch öfters zur Musterung, weil er am 2. August 1914 noch nicht 45 Jahre alt war. Nur sein Magenleiden hat ihn vor dem Kriegsdienst bewahrt. Mein Vater hatte es auch daheim nicht leicht. Zu seinen bisherigen Büroarbeit kamen noch die Kriegerfrauen mit ihren Anträgen auf Unterstützung, die dann auch noch vom Gemeindevorsteher ausgezahlt wurde. Drei Familien und sieben ledige Männer fielen im Krieg. Die Bauern mussten auch Heu, Stroh, Hafer und Vieh abliefern. Das erhielten sie zwar bezahlt, aber manch einer hat geschimpft darüber, wenn ich die Zettel mit dem Ablieferungssoll zu den Leuten brachte. Errechnet hat mein Vater die Ablieferungen nach der Anbaufläche und nach dem Viehbestand. Meine Schwester Maria und ich mussten in den Kriegsjahren oft "ems Dorf giehn", wie wir immer sagten. Gerne haben wir das nie getan!

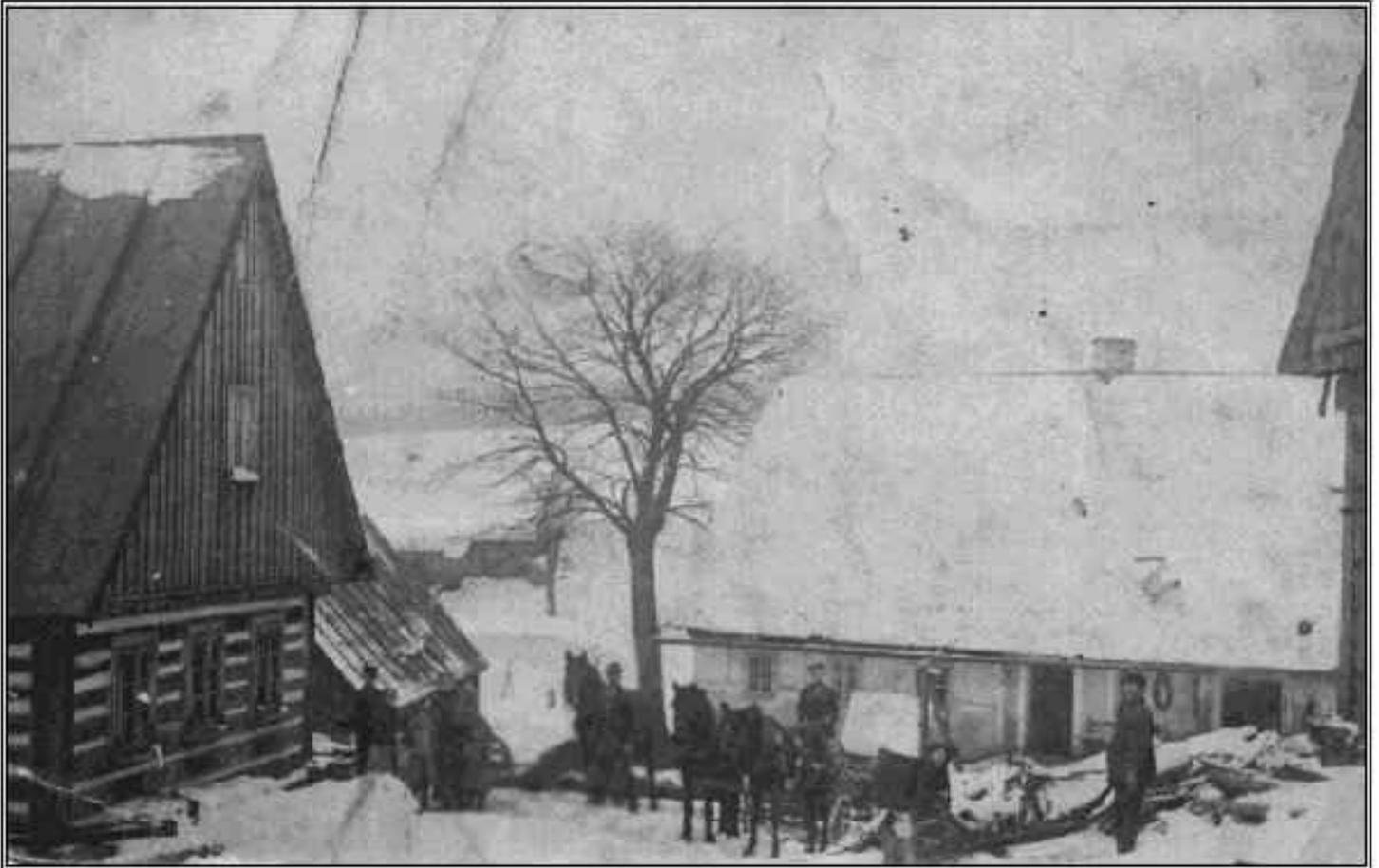
1923 bekam unser Dorf Telefon. Auch dafür hat sich mein Vater sehr eingesetzt. Der Apparat war bei unserem Nachbarn Marwan untergebracht. Nach 1918-1923 kam die Geldentwertung. Auch die ärmsten Menschen hatten zuletzt Scheine zu 1 Million oder Milliarden Scheine. Wir Burschen hatten in dieser Zeit alle viel Geld. 200,-Mk mussten wir für ein Stück Torte bezahlen. Ein Beispiel: Ein Fleischer aus Lewin ließ mittwochs ein fettes Schwein bei uns abholen. Es wurde, wie alles Vieh, auf unserer Viehwaage gewogen. Der Fleischerjunge sagte wie üblich: "Sonntag beim Meister das Geld einholen!" Das tat mein Vater auch. Er wollte mit dem Geld beim Meier-Schuster die Schumacher-Rechnung bezahlen. Dort ließen wir für unsere Leute und für die Familie arbeiten. Das Schwein hat gerade für ein Paar Schuhsohlen gereicht! Wollte jemand ein Pferd oder eine Kuh kaufen, so kam es vor, dass er einen Rucksack voll Geldscheinen mitschleppte. Mein Vater gab in dieser Zeit einem Droschkenkutscher in Bad Kudowa für den Kutschschlitten eine gute Milchkuh. In dieser Zeit wollte ein Sägewerksbesitzer aus Gellenau für unseren schlagbaren Fichtenwald. Das war aber vielleicht 1922, als eine Million noch viel Geld war für uns. Mein Vater hätte wohl das Geschäft gemacht, wenn die Mutter nicht dagegen gewesen wäre.



# Der Hof / Einteilung der Grundstücke



Auf dieser Seite ist die genaue Einteilung des Hofes mit Stand vom 13.10.1946 festgehalten:



Der Hof in Tassau

[Skizze 1](#)

[Skizze 2](#)



# Die Arbeit auf dem Hof



Mein Vater kaufte im Jahre 1904 eine Mähmaschine mit vier rechenartigen Flügeln. Wir nannten sie kurz die Flügelmaschine. Es war eine englisches Fabrikat, Marke "Walter a Wood". Dieser Name war auf dem gusseisernen Sessel eingepreßt. Mit dieser Maschine haben wir das ganze Getreide gemäht. Man konnte durch einen Hebel vom Sitz aus den zweiten, dritten oder vierten Rechen das Getreide abwerfen lassen vom Tisch, auf den die Frucht fiel. Öfter konnten wir nur von einer Seite mähen, wenn das Getreide umlag. Roggen wurde gleich gebunden und in Gruppen zu fünf oder mehr Garben aufgestellt. Roggen wurde mit Roggen gebunden. Für Gerste und Hafer wurden Strohseile verwandt.. Diese fertigten wir im Winter an. 120 Bund zu je 60 Stück wurden jedes Jahr neu gemacht. Später haben wir mit der Flügelmaschine auch den Samenkee gemäht. Jedes Feld brauchte nur rundherum mit der Sense angemäht zu werden. Bis zur Anschaffung dieser Maschine mussten die Felder mit der Sense gemäht werden. Das erforderte viel Tagelöhner, wir nannten diese Männer "Mader". Ich kann mich daran aber nicht mehr erinnern. Aber das weiß ich noch gut, dass sämtliche Wiesen von Madern gemäht wurden. 30 Madertage waren normal. Wir Kinder mussten die Männer für einen bestimmten Tag bestellen. Meist mähten vier Mann hintereinander. Als mein Vater 1914 den Grasmäher kaufte, haben wir zuerst nur Klee zu Heu und Futter gemäht. Einige Zeit später auch die Wiesen, sogar en "Grund" und die Mühlwiese um Unterdorf. Heu wenden, zusammenrechen wurde mit Handarbeit getan. Lose aufladen mit Heugabel. Ein Wieselbaum wurde auf die fertige Fuhre gespannt, damit nichts herunterfiel. Das Heuabladen war auch nicht einfach. Wieder gabeln! Wir Kinder mussten festtreten. Als wir aus der Schule waren, mussten wir in der Abladereihe stehen und gabeln helfen. Unter dem Dach wurde das Heu tüchtig festgetreten. Heu hatten wir immer sehr viel, denn der Winter war lang. Das Pferdeheu lagerten wie auf dem Maschinenschuppen. Es war meist das weniger gute.

1924 ließ der Vater den Heustall über dem Viehstall vergrößern. Ein ca. 3m hoher Aufbau, Bretterschlag mit Heutür auf der Hinterseite des Stalles. Dadurch hatten wir schon viel Platz gewonnen und brauchten nicht mehr damit knausern. Es waren drei Ablademöglichkeiten vorhanden: zum Hof (dort wurde dann auch das Heu im Winter herunter geworfen), an der Giebelseite, zwei Heutüren übereinander. Dieser Platz war überdacht. Die dritte Heutür war, wie schon erwähnt, an der Hinterseite des Stalles.

Wir konnten fünf Erntewagen zusammenbauen, zwei davon mit sechs Meter langen Leitern. In die Mistwagen wurden entsprechend lange Langbäume eingebaut. War Regen in Aussicht, wurden möglichst alle Wagen beladen und unter Dach gestellt. Zum Abladen war nach dem Regen Zeit genug. Oft wurde mit Wechselwagen eingefahren, ein Wagen im Hof abgeladen, einer war nach Heu unterwegs. Waren genug Leute da, waren zwei Fuhrwerke unterwegs. So wurde es auch in der Getreideernte gemacht. 1925 kaufte mein Vater einen Schwadenwender, eine Heumaschine für ein Pferd. Damit konnten wir Heu wenden und durch Umschalten in Schwaden rollen, bis sie dick genug waren zum Aufgabeln. Viel

Handarbeit wurde durch diese Maschine erspart.

Wir hatten immer ca. fünf Morgen (1 ¼ ha) Kartoffeln angebaut. Diese wurden hinter dem Pflug an die Furche angedrückt oder es wurden mit dem Einschärjäter Furchen gezogen und dann mit dem Jäter wieder zugezogen. Die Kartoffelernte fingen wie erst Anfang Oktober an. Dann hatten die kleinen Landwirte ihre Kartoffeln im Keller und konnten uns helfen. Mit der Kartoffelschleuder, die von zwei Pferden gezogen wurde, fielen die Kartoffeln etwa einen Meter breit auseinander. Futter- und Speisekartoffeln wurden gleich in Körbe sortiert. An jedem Ende stand ein großer Kastenwagen für die dicken und ein Wagen in der Mitte des Feldes für kleine Kartoffeln. Das Abladen war denkbar einfach. Der Wagen wurde rückwärts ans Kellerloch geschoben, vor dem die Kartoffelhorde stand; über ein Holzgestell mit Gefälle aus Leisten, durch deren Zwischenräume der anhaftende Acker fiel, rollten die Kartoffeln in den Keller. Verkauft haben wir nur selten Kartoffeln.

Um 1928 wurde mein Vater Mitglied beim Kartoffel-Saatbau-Verein Lewin. Wir bauten dann ca. ½ ha Hochzucht an, deren Ertrag dann als anerkanntes Saatgut verkauft wurde. Die wurde in Mieten über den Winter aufbewahrt und im zeitigen Frühjahr in verplombten Säcken, die erst mit Etikett versehen wurden, an die Besteller versandt. Ich war Schriftführer des Vereins. Er bestand bis 1941. Rüben wurden nur höchstens 2 Morgen angebaut. Dafür war das Klima zu rau und der Boden nicht gut genug. Mit der Hand wurden die Rübenkörner auf Furchen gesteckt und später vereinzelt. Später drillten wir mit der Sämaschine auch die Rüben. Wann mein Vater die Sämaschine anschaffte, weiß ich nicht. Sie war schon da, als ich noch nicht zur Schule ging.

Um 1926 kaufte mein Vater einen gebrauchten Breiddrescher, mit dem wir den Roggen zu Seilen und zu Häcksel gedroschen habe. Bis dahin wurde das dafür notwendige Langstroh mit Dreschflegeln gedroschen. Die Roggengarben wurden auf der Holztenne in zwei Reihen nebeneinander gelegt, mit den Ähren gegeneinander. Gewöhnlich waren vier Leute, die um gleichen Takt zuschlugen. Nach einem Durchgang wurden die Garben gewendet und wieder gedroschen. Das Stroh wurde dann in große Bunde gebunden und in der Scheune aufbewahrt. Das Flegelstroh eignete sich besser zu Seilen, da es weicher war. Meine Schwester Maria und ich haben noch Flegeldreschen gelernt. Einen besonderen Ehrgeiz hatten die Landwirte, morgens recht früh in der Scheune zu sein, denn die meisten hatten Holztenne, auf der man das Flegeldreschen im halben Dorf hörte.

Ehe die Dreschmaschinen in Mode kamen, wurde alles Getreide mit Flegeln gedroschen. Wann mein Vater die Dreschmaschine mit Schüttler und Sieb anschaffte, ist mir nicht bekannt, Bei kleineren Landwirten habe ich es noch nie gesehen, dass vier Männer die Maschine gedreht haben. Auf jeder Seite zwei Mann an derselben Kurbel. Das war, bevor die große Dreschmaschine da war, sicher bei uns auch so. Mit Göpeln, ein Zahnradgestell im Freien, davor zwei Pferde oder Ochsen an einen Göpelbaum gespannt, ging es immer rundherum in derselben Spur. Jemand, oft auch ein Kind, musste das Vieh im gleichen Tempo treiben. Eine Eisenstange übertrug die Pferdekraft auf ein Vorgelege in der Scheune, von dem ein Treibriemen zur Maschine ging. Wer die Garben auf den Tisch gab, musste auch unter dem Sieb die Frucht herausrechnen. War der Haufen groß genug, wurde mit der Windfege (Wurfmaschine) Korn, Spreu und Strohteile voneinander getrennt. Ein Mann

drehte, der andere schüttete oben in die Maschine.

Zu kurzen Pausen wurde die saubere Frucht abgesackt, auf dem Boden (Speicher) aufgeschüttet oder zum Verkauf abgewogen. Zuerst wurden mit der Dreschmaschine die Köpfe vom Stroh getrennt, dann das Schüttelwerk außer Betrieb gesetzt und die Kleeköpfe acht bis zehn mal durch die Dreschtrommel gejagt. Das geschah mit einem stumpfen Reiserbesen. Danach wurden mit der Windfege die Kleekörnchen von den noch eingehosten 14 Früchten getrennt. Diese wurden später wieder acht bis zehn mal durch die Dreschtrommel gejagt. Dann wieder über die Windfege. Das wiederholte sich bis nur noch Spreu und Samen übrig blieb. Eine langweilige Arbeit, die nur bei Frost getan wurde. Ich kann mich erinnern, dass wir elf Fuder Kleesamen hatten von dem wie elf Zentner Samen droschen. Das brachte immer eine schöne Einnahme. Zu normalen Zeiten erhielten wir für Rotklee 80-90 Mark, für ---klee 100 Mark und mehr für 50 kg. Beim Dreschen hatte vor allem der Einleger viel Staub zu schlucken. Mein Vater hatte schon jahrelang einen Staubsauger an der Dreschmaschine, eine Erfindung des Lewiner Stallmachers Klesse. Der Staub wurde in einem Bretterabzug ins Freie geleitet. Dadurch war es fast staubfrei um die Dreschtrommel. Mein Vater kaufte 1940 einen Kleereiber, eine Maschine, die in einem Arbeitsgang die zuvor von Stroh getrennten Kleeköpfe zu fertigen Samen zerrieb. Vier Bauern hatten diese Maschine zu gleichen Teilen: Welzel Josef, Letzel Anton, Maier Max und wir. Auf dem Pferdeschlitten lies sich der Kleereiber ohne viel Mühe von einem Bauern zum anderen fahren. Standort war in unserer Scheune.

Im Herbst 1936 kaufte ich eine Dreschmaschine mit Reinigung. Die bisherige kaufte Nachbar Josef Welzel. Wir mussten dann drei Pferde im Göpel anspannen. Ein durchgehender Göpelbaum angebracht, an einem Ende zwei, am anderen ein Pferd. Die Maschine ersparte uns die Arbeit an der Wurfmaschine. Der die Garben auf den Tisch dem Einleger zureichte, wechselte auch die vollen Säcke aus. Sie stand auf Rädern. 1938 kaufte mein Vater eine gebrauchte Strohpresse. Sie war nicht vollautomatisch. Der Mann an der Presse musste die Ballen, die durch auswechselbare Klammern die gleiche Größe hatten, mit Strohseilen binden. Beeilen brauchte er sich nicht. Auch das Strohstapeln war einfacher. Die Ballen benötigten wenig Platz.

Den Kauf des Bindemähers 1940 verdankte ich einem Zufall. Ich war Anfang August bei meiner Schwester Anna in der Hoffmann-Schmiede. Da sagte der alte Hoffmann-Schmied: "Heinrich, für Dich habe ich einen Binder bestellt!" Da ich kein Geld dafür hatte, sagte ich, dass es mir nicht möglich ist, eine solche Maschine jetzt anzuschaffen und Wechsel unterschreibe ich nicht! "Das überlass' nur mir" sagte Hoffmann. Als ich daheim dem Vater davon erzählte, war er natürlich strikt dagegen. "Host doch kä Geld!" Wir reden heute noch manchmal davon. Eines Tages telefonierte Hoffmann zu Marwan, dass der Binder am Bahnhof Lewin abzuholen sei. Kastenwagen und Ketten mitbringen! Der Vater holte mit dem Zweispännerwagen das Gestell und die Kisten ab. Ich hatte einen Bindemäher noch nie in Betrieb gesehen. Sehr neugierig waren wir, wie alles klappen würde. Wir spannten drei Pferde an und fuhren in ein Haferfeld. Schwager Gerhard stellte dann verschiedenes, vor allem den Knüpfer, noch richtig, bis die Garben gut gebunden heraus fielen. So mähten wir das halbe Feld ab. Dabei machte mich Gerhard auf wichtige Hebel und Schrauben aufmerksam. Als die Probefahrt beendet war, waren auch die Garben aufgestellt. Die

Bindetücher wurden entspannt und Garben darauf gelegt. Es sah nach Regen aus. Wir konnten drei Wochen nicht weitermachen! Der Hafer war keinen Tag richtig trocken. Die anderen Landwirte konnten in dieser Zeit etwas Getreide bergen, vormittags umdrehen, gegen Abend binden. Unsere Haferpuppen wurden grün! Wir mussten die Garben aufschneiden, auseinander reißen und dann mit Strohseilen binden. Der meiste Hafer war verdorben und das Stroh dumpfig. An diese erste Arbeit mit dem neuen Binder muss ich noch heute, nach bald 37 Jahren denken. Das ganze Dorf war wohl damals schadenfroh. Als ich dann bei gutem Wetter weiter mähte, erlebte ich neue Überraschungen. Eine Garbe wurde gebunden, die anderen nicht. Ich knüpfte das Garn zusammen, fuhr weiter, genau das gleiche. Nun hob ich den Deckel von der Garnbüchse, zwei Mäuse sprangen heraus! Sie hatten die Garnrolle in der Mitte zerfressen und ein Nest von den Fasern gebaut. Das war eine Lehre für die Zukunft.

1941 hatten wir schweren Roggen, der durcheinander lag. Ich war mit dem Binder im ersten Rundgang, die Haspel immer wieder voll gewickelt mit Roggen. So ging es nicht weiter! Wäre ich nur gut raus aus dem Durcheinander! Wir mussten mit der Sense einen Ausgang frei mähen. Dann versuchten ich es mit der Flügelmäschine. Auch mit der konnte ich nicht mal von einer Seite mähen, es schnitt immer wieder Ähren ab. Dann haben wir mit dem Grasmäher den Roggen gemäht. Es war ja dahinter eine tolle Arbeit, rechte Garben zu binden, aber es ging ohne größeren Verluste. Was ich damals nicht verstanden habe, man konnte die Haspel abmontieren, einen zweiten Sitz anbringen und von diesem mit einem Knüppel die Lagefrucht aufs Tuch werfen.

Ein alter Pferderechen, drei Meter breit, war auch da. Die Automatik mit dem Fußtritt klappte nicht mehr, es musste mit dem Handhebel ausgehoben werden. Aber wir haben damit Felder und Wiesen immer nachgerecht. Auch ein alter Düngerstreuer, drei Meter breit, gehörte zu unserem Maschineninventar. Mit diesem wurde der ganze Kunstdünger und der Kalk gestreut. Welzel Robert, unser Nachbar, sagte zu meinem Vater: "Du werscht nee asuviel Tenger strään, wenn de mit der Hand sällst!" 1938 kaufte ich einen Gabelheuwender. Mit diesem und dem Schwadenwender hat der Vater oft gearbeitet. So hat er sich nützlich gemacht, wo er konnte.

Erwähnenswert ist noch die Viehwaage. Sie stand im Maschinenschuppen. Darauf wurde das Schlachtvieh aus dem Dorfe gewogen. Nutzvieh wurde meist "von der Hand" gehandelt, d.h. ein fester Kaufpreis wurde vereinbart und durch Handschlag bekräftigt. Hinterher wurde manchmal der "Greinkaaf" getrunken. Als dann, ungefähr 1937, der Viehmarkt in Sackisch eingerichtet wurde, musste das Schlachtvieh dort angemeldet werden. Es wurde dort gewogen und taxiert. Wir brauchten die Viehwaage dann nur noch für unser Vieh, wenn wir uns über Gewichtszunahme überzeugen wollten. An der Stelle im Heuschuppen, wo die Viehwaage gestanden hatte, machten wir eine Bretterbude. In diese wurde die ganze Spreu von der Reinigungsmaschine geblasen.

Ein offener Kutschwagen und ein Landauer, an dem das Lederverdeck heruntergeklappt werden konnte, waren für die Fahrten im Sommer da. Für den Winter ein Einspannerschlitten und der später eingehandelte, große Kutschschlitten mit Rücksitz. Mit diesen Fuhrwerken fuhren wir manchmal zu Verwandten, wenn Taufe oder

Schweinschlachten war- Manche Leute im Dorfe bestellten uns auch zu Hochzeits- oder Tauffahrten. Als meine Mutter schon schlecht gehen konnte, fuhren wir sie sonntags zur Kirche nach Lewin. Später sind mit dem kleinen Schlitten auch meine Frau und die Nachbarsfrau Welzel zur Kirche gefahren. Sie banden das Pferd an der Kirche an einen Baum und deckten es gut ein. Diese vier Fahrzeuge hatten ihren Platz auch im Hofschuppen. An Ackerbearbeitungsgeräten hatten wir einen Kultivator mit fünf und einen mit neun Zinken. Die Eggen waren aus Holzbalken mit eingebrannten Eisenzinken. Eine dreiteilige Egge nahm einen drei Meter breiten Streifen. Wir benutzten sie zum Scholleneggen. Die Saategge war fünfteilig, ganz aus Eisen. Zwei alte Geflüge waren auch noch da. Diese hatten ein separates Pfluggestell mit zwei Rädern. Auf diesem Pfluggestell ruhte der Pfluggründel. An diesem waren ein Eisenkranz, zur Einstellung der Furchtiefe. Auch am Pfluggestell konnte man den Tiefgang einstellen. Einen solchen Pflug musste der Bauer an den beiden Griffen halten und steuern. Später kaufte ich einen eisernen Selbstgänger. Dann hatten wir noch den Schälplflug, zwei Scharre unten, zwei oben. Die Walze war ein glattes Holzklötz.

Mein Vater erzählte, die es in seiner Jugend mit der Fruchtfolge aussah. Die Klee-Grasfelder wurden erst im dritten Jahr angebrochen. Dem Rotklee wurde Thymote-Gras beigemischt. Die Mischung säte man in Hafer. Der Klee war im nächsten Jahr die Hauptfrucht. Im nächsten Jahr war das Thymote-Gras die Hauptfrucht. Es lieferte das erste Grünfutter und auch gutes Heu. Im dritten Jahr wurden diese Brachfelder mit Holzstangen eingezäunt und diese mit Strohseilen an die Pfähle gebunden. Dann wurde das Vieh hineingetrieben. Nach dem Abweiden wurden die Zäune wieder weggeräumt und es begann die schwere Arbeit des Brachereißens. Die Instrumente waren von den dörflichen Handwerkern angefertigt. Der Tiefgang musste vom Bauern mit beiden Händen an den Griffen geregelt werden. Kreuz und quer wurde der Rasen gerissen und tüchtig geeegt. Im Juni/Juli wurde Stallmist darauf gefahren. In Reihen wurden gleich große Häufchen abgeladen. Frauen breiteten den Mist mit vierzinkigen Gabeln auseinander. Danach wurde der Mist seicht untergepflügt und meist angewalzt. Nach ca. 14 Tagen wurden diese Felder klar geeegt und es folgte die Saatsfurche. Da in diese Zeit auch die Getreideernte fiel, musste jeder Tag voll ausgenutzt werden. Spätestens am 15. September musste der Roggen in der Erde sein damit er vorm Winter noch grün wurde. Das mir der frühen Aussaat mussten wir auch zu meiner Zeit so halten. Aber die dreijährige Brache und das Vieheinzäunen, jedes Jahr auf einem anderen Feld, habe ich nicht miterlebt. Die Roggenfelder wurden nach der Ernte wieder mit dem Reißer durchfahren und es folgte die Winterfurche. Dann um Frühjahr kam Hafer rein und im nächsten Frühjahr noch mal Hafer mit Klee und Grassamen. Zur Hackfrucht wurde meist nach einmal Hafer wieder Mist gegeben. Nach Hackfrucht wurde Gerste oder Sommerweizen gebaut. Saatgetreide und Kartoffeln wurden mit Bauern aus anderen Orten ausgetauscht, nur die Rübenkerne wurden jedes Jahr vom Händler gekauft. Auch Lein wurde gebaut. Daran erinnere ich mich auch noch. Ein blühendes Leinfeld war in seiner blauen Pracht immer ein schöner Anblick. Als Vater noch jung war und die große Bauernstube noch nicht unterteilt, standen darin zwei Handwebstühle. Es wurde auf diesem großen Hof vom eigenen Flachs gesponnen, gewebt und Gebrauchskleidung und Bettzeug selbst hergestellt. Die ganze Familie hatte auch den Winter über und bei jedem Wetter Arbeit genug. Die Kinder mussten den gesponnenen Faden spulen. Zum Spielen blieb nicht viel Zeit.

Wohl um 1966 wurde die große Stube unterteilt in Küche, gute Stube und Schlafzimmer. Von den Webstühlen habe ich bei uns nichts mehr gesehen. Aber bei kleinen Landwirten und Ziegenhaltern ging die Handweberei noch weiter bis in die 20er Jahre. Das war auch im benachbarten Böhmisches so. Dort ging es noch bis Ende 1944. Hier möchte ich erwähnen, wie krass der Unterschied zwischen den deutschen und den böhmischen Gebirgsbauern war. Während in unseren Dörfern viele ein Handwerk lernten oder sonst in Arbeit waren, lungerten viele junge Leute drüben herum. Einige Jungen wurden Musiker. Die Borawaer Kapelle wurde gern gehört. Sie spielte auch bei Mutter Marwan zum Tanz auf. Mein Vater hat viel gebaut und neue Dächer angeschafft. Wohnhaus mit Stall, Hofschuppen und Auszugshaus waren mit Stroh gedeckt, die Scheine mit Schindeln, der Ochsenstall hatte Pappdach. Der Vater bestellte rote Dachsteine. Diese kamen mir der Bahn nach Lewin, von dort holten wie sie mit Pferdewagen ab. Der Waggon musste bald entladen werden, um nicht Standgeld zu bezahlen. Wir setzten die Dachziegel neben dem Waggon auf und holten sie in den nächsten Tagen ab. Zuerst bekam das Wohnhaus ein neues Dach, 1921 die Vorderseite der alten Schrotholzscheune, der Hofschuppen und schließlich das Auszugshaus. Der Ochsen- und Schweinestall hatte noch Pappdach. Dieses ließ ich 1941 durch Wellblech erneuern. Dafür musste ich Bezugsscheine haben.

Unsere Stubenwände waren von Schrotholz und angeweißt. Unter dem Dach waren die Taubenschläge angebracht. Mein Vater ließ in den 20er Jahren am hinteren Wohnhaus, nach dem Teich zu, einen Anbau errichten, der unterkellert war. Wir hatten dadurch eine größere Küche und Schlafstube. Nach dem Hof zu war das Gemeindebüro eingerichtet. Auch der Hofschuppen wurde nach hinten zu vergrößert. Der Ochsen- und Schweinestall auch aus Schrotholz, ein richtiges Rattennest. Eine Wand nach der anderen wurde abgerissen und mit Klinkerziegeln untermauert. Die Decke wurde auf Eisenträger gewölbt. Als es ringsum fertig war, haben die Bauleute den Dachstuhl 1 ½ Meter gehoben. Er ruhte so über eine Nacht auf Holzstempeln. Zum Glück kam kein starker Wind auf, denn sonst hätte wohl der Dachstuhl daneben gelegen. Mit Klinkerziegeln der Trempel ummauert und der Dachstuhl gesichtet. Der nun viel größere Raum diente für Heu- und Strohvorräte.

Im Pferdestall und auch bei Ochsen und Schweinen waren Holzdielen ca. 16 x 12 cm stark. Darunter war ein Hohlraum und ein Abzug für die Jauche. Der Kuhstall war gepflastert. Aus diesem und aus dem Pferdestall lief die Hauch in eine gemauerte Grube am Kuhstall und wenn diese voll war, in die zweite Grube um Hofe, ca. fünf Meter vom Bürofenster. Der Mistplatz war daneben und von den Stubenfenstern nur drei Meter weg. Mein Vater verlegte den Mistplatz an die Giebelseite des Ochsenstalles. Das hatte von Vorteil, dass sich die Pferde über den Hof, der eine ziemliche Steigung hatte nicht mehr so anstrengen mussten. Auf dem Platz des neuen Misthaufens war bisher der Gemüsegarten. Dieser wurde hinter dem Hofe angelegt und größer als der bisherige. Wir konnten die Schmalseiten des Zaunes herausnehmen und mit Pflug und Egge den Garten bearbeiten.

In den Ställen waren überall Eisenraufen für Stroh und Heu, die Futterkrippen aus Sandstein und die Pferdekrippen waren Tonschalen. Im Ochsenstall war eine unserer Wasserpumpen. Das Wasser wurde dem Brunnen hinter dem Ochsenstall entnommen. Es kam aus der Quelle im Keller des Auszugshauses. An diese Quelle stellten wir im Simmer die Butter oder sonstige Speisen, dass sie nicht verdarben. Aus dieser Quelle hatten wir auch unsere

Hauswasserversorgung. Es lief in Holzrinnen bis ziemlich vor die Haustür in einen großen Holzbehälter, der überdacht war. Als Kinder sind wir wohl alle mal hinein gefallen, denn diese Anlage stand noch mehrere Jahre, als die Wasserleitung schon gebaut war.

Diese Wasserleitung ließ mein Vater um 1914 errichten. Auf den Feldern vom Hofe rauf wurde Wasser gefunden. In Dränagerohren lief es, strohhalmstark, in ein kleines Klärbecken, das in den 30er Jahren mit drei Zementstangen versehen wurde. 16 m unterhalb, direkt am Weg, der am Hof vorbei zu den Feldern und ins Böhmisches führte, war dann der große Sammelbehälter, aus Klinkerziegeln in Zement gemauert. Das Bassin war mit dicken, behauenen Bohlen abgedeckt, dass auch das Vieh darüber gehen konnte. Ein Abflussrohr ließ das Wasser nicht höher als zwei Meter steigen. Wir hatten Wasser in der Küche, im Hausflur und im Kuhstall. Eine Herdschlange, Rohre in der geräumigen Feuerungsanlage, sorgte für immer warmes Wasser, das neben dem Kachelofen in einem 20 Liter fassenden Blechbehälter erwärmt wurde. Eine Warmwasserleitung ging auch in den Kuhstall. Morgens und abends wurde das Vieh mit gebrannter Kleie, die in dem gemauerten, großen Behälter um Kuhstall mit Warmwasser vermischt wurde, getränkt. Mit Eimern wurde es in die langen Krippen geschüttet. Den Pferden hielten wir die Wassereimer vor. im Ochsenstall war eine Pumpe. Das Wasser hierfür wurde dem fast ebenerdigen Brunnen hinter dem Ochsenstall entnommen. Es kam aus dem Keller um Auszugshause. Dies Wasser war, bis wir die Wasserleitung hatten, unsere Wasserversorgung. Es lief in Holzrinnen in einen großen Holzbehälter, vor den Stubenfenstern. Als Kinder sind wohl wenigstens einmal beim Spielen hinein gefallen. Dieser Behälter war überdacht. Öfters mussten die Holzrinnen gereinigt werden.

1939 ließ ich die Selbsttränke im Kuhstall anlegen. Da die Rohre durch den Hof schon 35 Jahre lagen, waren sie ziemlich verrostet. Auf Anraten meines Schwagers Gerhard Hoffmann (Lewin), der die Anlage installierte, gruben wir den Hof bis zum Sammelbassin und erneuerten die Rohre. In einigen Tagen war diese Arbeit getan und wir warne neugierig, wie die Kühe mit der Neuerung zurecht kämen. Es dauerte keine fünf Minuten, da fingen die Kühe zu saufen an.



# Viehbestand



Wir hatten gewöhnlich drei Zugpferde und ein Fohlen. Fast jedes Jahr wurde die Abfohlboxe gebraucht. Im Pferdestall war Platz für vier Pferde. Die Fohlenboxe brauchte den Raum von zwei Pferden, dann hatten wir eines im Ochsenstall untergebracht. Durch Fohlenzucht konnten wir jedes Jahr ein Pferd verkaufen. Ein Gespann Zugochsen war auch immer da. Mit diesem habe ich, als ich aus der Schule war, pflügen gelernt. Diesen Lehrgang musste jeder Junge, der auf dem Hofe beschäftigt war, durchmachen. Ich war richtig stolz, als ich die Pferde in die Hand bekam. Natürlich war damit auch Mehrarbeit verbunden. Ich musste früher aus dem Bett – was mir sehr schwer fiel – Pferde füttern, Mist raus besorgen und putzen. Im Ochsenstall stand neben dem Zugochsen der Zuchtbulle und zwei junge Schnittochsen. Jedes zweite Jahr kauften wir einen Jungbullen aus einer guten Rotbunderde mit Abstammungsnachweis. Dadurch hatte sich die Milchleistung unserer Kühe von Jahr zu Jahr gesteigert. In den 30er Jahren schlossen wir uns der freiwilligen Milchkontrolle an. In unserem Dorf waren vier Landwirte dabei. Während dem Kriege habe ich diesen Posten einige Jahre getan.

Wir hatten elf Milchkühe und acht bis zehn Stück Jungvieh. Für das ganze Vieh musste jeden Morgen Grünfutter geholt werden. Dabei wurde argwöhnisch darauf geachtet, wer zuerst auf dem Plan war. Wir hatten das erste Grünfutter in der Wiese vom Hofe runter, das mit der Trageradwer geholt wurde und nur den Milchkühen gereicht wurde. Von Anfang Mai bis nach der Getreideernte erstreckte sich das Futterholen. Dann ging das Viehhüten los, bis zum ersten Frost. Wir hatten immer einen "Kuhjungen", ehe wir Kinder Kühe hüten mussten. Der Kuhjunge war meist aus dem Böhmisches, um nebenbei deutsch zu lernen. Im Unterdorf hatten wir noch die "Mühlwiese", ca. 1 ha groß. Auf dieser machten wir zweimal Heu. Ob diese Wiese immer zum Hofe gehörte, wusste auch mein Vater nicht.

In den Jahren vor 1930 kauften wir meist vier Ferkel vom Händler, der durch die Dörfer fuhr. Sie wurden später von einem durchreisenden Schweinschneider kastriert. Zwei Schweine schlachteten wir jedes Jahr für unseren Bedarf, die anderen wurden ab Hof an den Fleischer verkauft. Gefüttert wurden die Schweine mit eigenen Erzeugnissen, Kartoffeln und Getreideschrot. Die Ferkel erhielten viel Magermilch. Jeder Landwirt war stolz, die dicksten Speckseiten an seinem Schlacht tier zu haben. Es war ein schöner Brauch, dass jeder, der ein Schwein schlachtete, seinen Nachbarn eine Kanne mit Wurstgraupe ins Haus schickte. Als Kinder durften wir dies tun. Jedes hatte seine bestimmten Häuser zu beliefern. Wir erhielten von den Leuten 10, manchmal auch 20 Pfennig. Zum Wellfleisch waren meist Verwandte bei uns, auch Nachbar Marwan mit Frau. Der Fleischer machte alles im Hause fertig, auch die Blut- und Leberwürste. Der Speck wurde eingepöckelt und im Schornstein zum Räuchern aufgehängt. Für den fertigen Räucherspeck hatten wir neben den Schlafkammern eine Fleischstube unter dem Dach.

Wir haben dann mal, auf Anraten der Mutter, eine Jungsau zum Eber nach Lewin gefahren und hatten von da an selbst Ferkel. Nach und nach stellten wir uns ganz auf Ferkelzucht um.

Als wir vier Zuchtsauen hatten, kauften ich einen Eber. Damit hatte die Fahrerei mit den Sauen ein Ende. Leider waren nicht genug Schweineställe da. So konnten wir nur sieben Zuchtsauen halten. Alle Winkel waren belegt, auch der Stall im Auszugshaus. Die Schlachtschweine haben wir die letzten Jahre gekauft. Sicher hätte ich später einen richtigen Schweinestall gebaut.

An Geflügel hatten wir ca. 25 Hühner, einige Gänse, manchmal auch Enten und Puten. Besonders im Kriege hatten wir viel Geflügel, denn das war nicht bewirtschaftet. Das durften wir frei schlachten. Das Federvieh lief tagsüber frei herum. Die Eier, die Butter und den Quark holten die Aufkäufer mit dem großen Buckelkorb jede Woche ab. Auch die jungen Tauben kauften sie. Die Bäder Kudowa und Reinerz waren gut Abnehmer für diese Produkte. Ehe der Anbau an die Wohnräume an der Südseite des Hauses da war, hatten wir die "Hühnerbühne" dort. Der Hühnerstall war dann eine heller, ebenerdiger Raum im Hofe, an der alten Schrotholzscheune.

Im geräumigen Hausflur stand der Kartoffeldämpfer und die Zentrifuge. Auch die Melkgeräte waren im Hausflur. In einer großen Wandnische mit zwei Türen waren Vorräte für den täglichen Gebrauch. Am hinteren Ende des Hausflurs war links die Küchentür, davor der mit Falltür versehene Eingang zum Keller. Darin, unter dem Anbau, die Rüben mit der Rübenmühle. Die Rüben wurden dort gemahlen und in Körben in den Stall getragen, dort mit Spreu vermischt und dem Vieh in die Krippen geschüttet.

Gegenüber der Küchentür, im Hausflur rechts, war das Gewölbe, eine heller Raum mit Regalen für Brot, Einkochgläser, Mehl usw.. Auch zwei Kisten für Getreideschrot und Kleie und die Futtereimer waren darin untergebracht. Nach hinten zu ging es über zwei Stufen hoch. Dort war links die kleine Waschküche, geradeaus zwei Brillenklos und rechts die Werkstatt mit Hobelbank und Werkzeug. Aus diesem Raum, der über dem Kartoffelkeller war, führte eine Tür hinaus ins Freie und zum Gemüsegarten. Obstbäume standen in Richtung Marwan zwei Reihen. bis auf einen Baum waren es Vogelkirschen. Mein Vater hat dann mal einige Bäumchen gesetzt, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir mal eigenes Obst hatten. Wir kauften es billig in Järker oder Kreuzdorf oder auf dem Sonntagsmarkt in Gießhübel. Unser Hof lag wohl zu hoch in 500m und hatte freies Hinterland.

Unsere Felder waren fast alle eben. Alle konnten wir mit Maschinen bearbeiten. Der Boden war ein Verwitterungsboden. Auf einem Strich gab es viel Steine, die wir auf Jungklee immer zusammen klaubten und in Kastenradwern auf die alten Steinrücken schütteten. Am Weg nach Borawa war eine Sandgrube. Diesen roten Sand benutzten wir für unsere Neubauten. Auch Leute aus dem Dorf holten sich Bausand dort. Das ausgegrabene Loch war unsere Müllkippe. Aber was fiel damals schon an Müll an, außer Scherben und Steinen. An einer Stelle gab es auch Lehm. Der Kuh- und Pferdestall, das Gewölbe und die erste Jauchegrube waren aus selbst gebrannten Ziegeln gemauert. Auch die Wölbungen der Ställe.



# Der Wald



Zu unserem Hof gehörten ca. 18 ha Wald, meist Fichten. Davon waren gut die Hälfte 1945 schlagbar. Für den eigenen Gebrauch haben wir jedes Jahr einige Stämme im Sägewerk Gellenau zu Brettern, Bohlen oder Dachlatten schneiden lassen. Das Schnittholz wurde an der Scheunenwand fachgerecht aufgesetzt und eingedeckt. Einen Holzschlag machten wir nur, wenn Holz und Geld für einen Neubau gebraucht wurde. Während dem letzten Krieg hatten wir neben Vieh, Getreide, Heu und Stroh auch Nutzholz abzuliefern. Jedes Jahr etwa 10 m Langholz und 15 m Schleifholz. Das Langholz fuhren die Tassauer Holzfuhrlaute ab, Schleifholz fuhren wir selbst mit Leiterwagen zum Bahnhof Lewin. Eine Ecke am Anfang des Waldes war mit z.T. sehr dicken Weißbuchen bestanden. War mal durch einen harten Winter oder durch große Dürre das Roggenstroh knapp, haben wir Buchenlaub als Einstreu verwandt. Das Holzfällen besorgten wir in den Wintermonaten. Für unseren Heizungsbedarf machten wir dürre Bäume, meist aus den Kulturen ab. Zum Anpflanzen hatten wir zwei Leute aus dem benachbarten böhmischen Borawa, denen wir auch den Ziegenmist auf ihre Felder fuhren und die Feldarbeit machten. Drei Leute hatten Grundstücke diesseits der Grenze und zahlten dafür eine kleine Grundsteuer in Tassau. Es waren arme Handweber. Sie nahmen es auch mit der Ehrlichkeit nicht so genau. Jeden Herbst durften sie sich Laub und Reiser holen, die sie in großen Tüchern heim trugen zum Versetzen der Außenwände ihrer Häuser. Mein Vater wusste auch, dass sie es aus Not taten. In die großen Wälder um Borawa herum trauten sich nur wenige zum Pilze und Beeren sammeln, weil die Förster überall herumstreiften. Einmal war der Nachbar, der die Dorfjagd gepachtet hatte, Welzel Robert, mit meinem Vater in einer mond hellen Nacht im oberen Teil des Waldes, an der Feistkoppe. Dort gab es einige Felsen. In diesen haben sie einen ganzen Trupp Männern und Frauen aufgelauret, die eine Fichte absägten, zerteilten und alles, auch die Reiser heimwärts trugen. Welzel Robert hat mit der Schrotflinte einem Mann ins Bein geschossen. Alle ließen ihre Last fallen und rannten Richtung Borawa. Seitdem haben wir von größeren Diebstählen nichts mehr gemerkt. Als ich 1936 den Hof übernommen hatte, sagte ich dem böhmischen Tschapla, ich sprach damals leidlich Böhmisches, "Das Klauen hört jetzt aber auf!" Er sah mich misstrauisch an. Dann sagte ich: "Wenn Du Holz brauchst, dann sag es mir, ich zeige Dir, was Du abhauen darfst und fahre es Dir noch gratis zu Deinem Haus!" Von da an hatte ich ihn als guten Freund gewonnen, denn Tschapla hat es bald drüben weiter erzählt.

Die Stöcke der Fichten gruben die Leute im Dorf gern aus. Stockholz gab gute Feuerung. Wir fuhren es den Leuten ohne Fuhrlohn zum Haus. Der freie Platz wurde im nächsten Jahr wieder bepflanzt. An der Järker Grenze hatten wir noch eine große Wiese, den "Grund". Es war eine lehmiges Gelände. Ein steiniger Weg führte bergab durch einen Teil unseres Waldes. Wir grenzten dort mit den Järker Bauern und längsseits mit Nachbar Josef Welzel. Ein idyllisches, ruhiges Fleckchen Erde. Gutes Heu gab diese Wiese, nur konnten wir keine große Fuhre laden, da der Heimweg steil war. Mein Vater hatte mal 1000 Fichten dort unten gepflanzt, die 1946 schon 6 m hoch waren. Im Frühjahr 1937 hatten wir am oberen Teil wieder 1000 Fichten gesetzt und sollten noch weiter pflanzen. Als ich mit dem

Pferdefuhrwerk mal von Lewin heim fuhr, kam mir der Landwirtschaftsrat Dr. Launer aus Glatz entgegen. Er war bei uns auf dem Hof gewesen. Er frug mich, was wir jetzt, nach der Frühjahrsbestellung so machen. Ich sagte ihm, dass wir den "Grund" verpflanzen wollen und beschrieb das Gelände kurz. "Hat es Wasser dort?" wollte er wissen. "Ja, ein nie versiegendes Bächlein fließt durch", sagte ich. Da riet mir Der. Launer, die 1000 Pflanzen wieder herauszureißen und Jungviehweide anzulegen. "Ich komme zu Ihnen mit einem Herrn aus Breslau, wir sehen uns das Gelände an!" Das versprach mir Dr. Launer. Es kam aber niemand. Mir hatte dieser Rat aber genügt. Wir rissen zwar die 1000 Fichten nicht wieder heraus, pflanzten aber auch nicht weiter. Im nahen Wald machten wir Stangen ab, schnitten sie zu Pfählen. Hillmann Ernst hackte sie an Ort und Stelle spitz, dann wurden sie angebrannt und eingeschlagen. Zum Vorschlagen der Löcher hatten wir einen Rammer mit Eisenspitzen. Dadurch war das Einschlagen der Pfähle leichter. Ich hatte mir einen Plan gemacht für vier Koppeln, die an einer Stelle zusammenführten. Sternweide! Aus jeder Koppel hatte das Vieh Zugang zur Tränke. Das Wasser lief in einen Steintrog. War eine Koppel leer gefressen, wurde das Tor der nächsten auf- und die abgefressene zugemacht. Wir hatten mit vier Stacheldrähten eingezäunt und das ganze Jungvieh im "Grund" bis zum ersten Frost. Ein Stück Fichtenkultur war mit eingezäunt und in jeder Koppel gab es einige Sträucher und Bäume. Dadurch hatte das Vieh Schutz bei großer Hitze. Das Jungvieh war dann zum Einstellen äußerst scheu und wild. Aber sauber war jedes Tier, als wenn es täglich gestriegelt worden wäre. Sonntags haben wir uns die Anlage und das Vieh gern angesehen. Später waren auch unsere Mädels dabei, wenn es in den "Grund" ging. Auch 1945 hatten wir das Jungvieh wieder dort. Etwa im Juli gab uns Nachbar Marwan Bescheid, dass Schwager Ernst Welzel telefoniert hätte, zwei fremde Männer jagen die Kalben in der Koppel, wir sollten sie rein holen. Das taten wir auch. Es war das letzte Mal, dass wir Vieh im "Grund" hatten! Ohne den "Grund" hatten wir ca. 25 Morgen = 6 ¼ ha zu Weide angelegt. Diese Koppeln waren nur für die Kühe. Sonntags kamen die Pferde drauf, um die Geilstellen abzufressen und sich mit den Fohlen auszutoben. Acht Koppeln waren es. Mittags und abends wurden die Kühe in den Stall geholt. Das konnte jedes Kind tun, denn die Koppeln waren nicht weit vom Hof.

In der Nähe des Hofes war die Hammerwiese, ein sumpfiges Gelände, ca. 1 ha groß. Dort entsprang der Dorfbach. Auf dieser Wiese wuchs nur saures Gras. 1928 reit uns ein Landwirtschaftslehrer aus Glatz, die Wiese trocken zu legen. Mein Vater meinte, das könnte es nicht bezahlen. Der Lehrer machte den Vorschlag, auch die Nachbarn dieser Wiese, August Schmitt I., August Kastner IV., Robert Fischer und Wilhelm Kürschatke für die Dränage zu gewinnen, dann könnte als Genossenschaft 50% Beihilfe gewährt werden. Keiner hatte aber Interesse daran. Durch die Schule Glatz wurde es aber möglich gemacht, dass wir für unsere Wiese allein die Beihilfe erhielten. Kulturingenieur Hoffmann - Glatz - machte das Nivellement und die Zeichnung, die Schule bestellte die nötigen Rohre und ein Mann aus Sackisch, Mistereck, übernahm die Arbeit. Wir holten die Rohre vom Bahnhof Lewin. An der Stelle, wo der Dorfbach seine Quelle hatte, war es richtig morastig. Wir holten einige Fuhren Steine von den Steinrücken, die auf die, auf die Rohre gelegten Faschinen, lange Reisigbündel, in den Graben geschaufelt wurden. Es war eine schwierige Arbeit, denn der schwappige Boden fiel gleich wieder in den Graben. Als diese Wiese fertig war, ließ uns die Schule Glatz einen Wiesenpflug, mit dem ich einen Teil der Wiese umpflügte. An der Moraststelle sanken die Pferde tief ein. So hängte ich jedes Mal die Wage

vom Pflug ab, ging mit den Pferden um die nasse Stelle herum und mit Hilfe einer langen Kette zwischen Pflug und Pferden, habe ich auch den Morast umpflügen können. An einer Stelle, ca. 50 qm, blieb der Pflug immer an alten Baumwurzeln hängen, die ich mit einer Rodehacke, die ich am Pflug mitführte, heraus grub und aufstellte. Selbst die ältesten Leute im Dorf wussten nicht, dass auf der Wiese mal Sträucher oder Bäume gestanden hätten. Das beigefügte Foto machte ich mit meiner 6x 9 Kamera mit Selbstauslöser.



In diesen Acker säte ich im Frühjahr Wickengemenge, das eine reichliche Masse gab. Im Herbst haben wir 200 Zentner Düngekalk erhalten und gestreut. Die ganze Wiese war eben total versauert. Wir sollten die ganze Wiese umbrechen, das wollte aber mein Vater nicht. So dauerte es einige Jahre länger, bis sich gute Gräser fanden. Auf dem umgebrochenen Teil pflanzten wir im Frühjahr Kartoffeln und säten im dritten Jahr Weidegras an. Auch hier hatten wir, wie im "Grund", vier Koppeln als Sternweide. Vor dem Anlegen jedes Feldes zu Weide haben wir stark gekalkt und bei der Aussaat mit Thomasmehl und Kali gedüngt. Dies haben wir im Maschinenschuppen miteinander vermischt. Mit dieser Mischung düngten wir auch die Felder, wo Hackfrüchte hinkamen und wo Klee eingesät wurde. An Stickstoff hatten wir, als ich noch ein Junge war, nur Chile-Salpeter. Später wurde deutscher Stickstoffdünger angeboten und wir verwandten Grünkorn und Nitrophoska-Volldünger. Mit einer leichten Stickstoffgabe düngten wir auch nach jedem Abweiden die Koppeln. In fünf bis sechs Wochen konnten wir das Vieh wieder in die erste Koppel treiben. In einem großen Teil der Weiden machten wir zuerst Heu.

Im Winter machten wir aus dünnen Fichtenstangen einige Heureuter und haben, je nach Witterung, diese benützt. Hier will ich ein originelles Erlebnis einfügen. Einige Herren hatten sich für einen bestimmten Tag uns angemeldet zur Besichtigung der Veränderungen, die durch Zuschüsse geschaffen worden sind. Hinter dem Hofe das erste Feld, das an die

Hammerwiese grenzte, was als Weide eingezäunt. Dort hatten wir einen Heubock behangen.

Als mein Vater und ich dann mit den Herren dabei standen, sagte einer zu meinem Vater: "Herr Feist, wenn ich nächstes Jahr wiederkomme, will ich sehen, dass Sie zuschauen, wenn sich das Vieh sein Futter selber holt!" Das war auch im nächsten Jahr der Fall.

Viele Leute im Dorf nahmen es uns damals übel, dass wir die ebenen Felder zu Weide machten. Uns hat es sehr gut gefallen. Es war doch eine große Arbeitserleichterung, der Milchertrag stieg und dem Vieh tat es gut.

Einige Jahre später ließen wir die Wiese vom Hof runter, nach dem Dorf zu, aus eigenen Mitteln dränieren. Sie wurde auch danach eingezäunt. In der kleinen Scheune im Auszugshaus hatten wir den Sommer über die Kälber. Das Hintertor war offen, so konnten die Kälber sich in dem umzäunten Auslauf, der an der Straße bis an Marwans Grenze reichte, bewegen, wie sie wollten. Wir mussten die Kälber aber dort füttern.

Durch die Weidewirtschaft hatten wir auch leider wieder weniger Stallmist. Wir haben in den langen Wintermonaten, sechs Monate war ja das Vieh im Stall, mehr eingestreut. Oft haben wir im Winter mit dem Pferdeschlitten den Mist auf Haufen auf das betreffende Feld gefahren. Dadurch hatten auch die Pferde Bewegung. Oft lief ein Fohlen im Schnee mit und wälzte sich nach Herzenslust darin. Im Frühjahr wurde der Feldhaufen auseinander gefahren, eine Arbeit von einem Tag.

Zum Jauche fahren hatten wir lange Jahre im hölzernen Fass, das ca., 500 Liter fasste. Auch die Jauchepumpe war aus Holz, viereckig, mit Bügeln verschraubt. Beide, Fass und Pumpe, hatten den Nachteil, dass sie im Sommer oft undicht wurden. Ich kaufte 1937 eine fahrbare Kesselpumpe und ein Jauchefass für 800 Liter. Aus dem Pferdestall, Ochsenstall und von den Schweinen machten wir jedes Jahr noch den hochwertigen Dielenmist raus. Diesen fuhren wir auf den Acker zu Rüben.



# Persönliches!



Ich wurde am 29. April 1906 geboren. Von 1912 bis 1920 ging ich in die einklassige Dorfschule in Tassau. Lehrer Franke war die ganzen Jahre mein Lehrer. Im Sommer fing der Unterricht um 7, im Winter um 8 Uhr an. Oft war es noch dunkel in dem großen Klassenzimmer. Wir hatten immer Spaß, wenn wir uns Kerzen anzünden durften, bis es so richtig hell wurde. Im Sommer gingen wir, wie alle Kinder, barfuß zur Schule. Das hatte allerdings seinen Nachteil. Am Spielplatz stand eine Barren und ein Reck. Den Abschluss bildete eine Weißdornhecke. Öfters haben wir uns beim rumtollen Dornen in die Füße getreten und kamen dann angehumpelt. Das notwendige Wasser für die Lehrerfamilie holten die Jungen aus einem Brunnen am Dorfbach. Zweimal hatten die Mädchen wöchentlich Handarbeit, die langen Jahre von Frau Franke geübt wurde.

Ein Kaplan aus Lewin kam jede Woche einmal zum Religionsunterricht. Auch beim Lehrer hatten wir Unterricht in Bibel und Katechismus. Mit neun Jahren ging unser Jahrgang das erste Mal zur Beichte. An einem bestimmten Tage sollte jeder seine Gewissenserforschung fertig haben. Ich war der einzige, der sie nicht hatte. So musste ich um Studierzimmer des Lehrers auf seinem Piano mit Katechismus, Papier und Bleistift die Sache nachholen. Mit zehn Jahren ging ich zur Ersten heiligen Kommunion. Als ich ungefähr acht Jahre alt war, habe ich noch viel spielen und rumtollen dürfen. Einmal war ich mit meinem Nachbarfreund Josef Welzel wieder zusammen. Einer hatte Streichhölzer. Wir suchten einen passenden Winkel, wo wir ungestört waren. Bei dem Kellerhäuschen von den alten Leuten Franz Tautz, dessen Strohdach fast bis zur Erde reichte, kratzen wir dürres Laub zusammen und machten ein Feuerchen. Es dauerte nicht lange, brannte das Strohdach und das ganze Holzhaus nieder. Die Dorffeuwehr mit ihrer kleinen Spritze konnte nichts mehr retten, außer dem Kleinvieh und einigen Möbeln. Mit den Kühen war Tautz auf seinem Feld. Am nächsten Tag kam ein Wachtmeister zu uns und frug mich aus. Dann bekam ich von meinem Vater eine saftige Backpfeife. Meine Eltern nahmen die Tautz-Leute in das leer stehenden Auszugshaus. Sie wohnten dort mietfrei bis zu ihrem Tode. Das Auszugshaus hatte Stall und Scheune dabei, so war genug Platz für Vieh und Erntevorräte. die Grundstücke, die Tautz noch einige Jahre bewirtschaftete, wurden nach seinem Tode von der in Sackisch verheirateten Tochter an Anlieger verkauft.

Im ersten Weltkrieg war die "Spanische Grippe" weit verbreitet. Selten blieb jemand verschont davon. Auch ich lag eine Woche an Grippe im Bett. Als ich schon wieder herumging, schickte mich mein Vater zum Nachbar Josef Marwan, der Gemeindeschreiber für Tassau und Kreuzdorf war und eine Menge Akten hatte. Er sollte mir eine Auskunft auf einen Zettel schreiben. Wie gewohnt, rannte ich die kurze Strecke, ca. 50 m, hin und zurück sehr schnell. Daheim spürte ich gleich heftige Brustschmerzen und musste gleich in s Bett. Noch in der Nacht wurde die Kutsche angespannt und Sanitätsrat Dr. Lindermann aus Lewin geholt, der Lungenentzündung feststellte. Unter anderem sollte ich alle zwei Stunden lauwarme Wickel um die Brust bekommen. Das gab aber keine Linderung und die Wickel

wurden alle 15 Minuten erneuert. Mein Vater hat oft geweint, wenn er die Wickel erneuern half. Nach ca. 14 Tagen, ich war sehr dünn geworden, brachte man mich in die Tassauer Mühle. Es war das unterste Anwesen von Tassau. Die Mühlpate war eine Schwester meines Vaters. Sie hat mich wieder gesund gepflegt. Zwei Jahre später bekam ich Blinddarmreizung, die auch von Dr. Lindermann daheim auskuriert wurde. Der Blinddarm hat mich seitdem nicht mehr geärgert.

Wir hatten einen Schwarm Tauben, die sich nach meiner Schulzeit auf 60 Stück vermehrten. Der Erlös aus den jungen Tauben war mein Taschengeld. Für ein Paar gab es 1,- Reichsmark. Damals habe ich viel Schokolade gegessen, auch wenn ich nach Lewin fuhr, kaufte ich Schokolade. Geraucht habe ich nicht. Im ersten Krieg 1914/1918 haben wir Jungen im Sommer fast jeden Sonntag Krieg gespielt in den Wäldern um Unterdorf. Hillmann Ernst, dessen Vater Tischler war, hatte für alle "Gewehre" gemacht. Kastner Paul hatte mal einige Flaschen Limonade und auch Zigaretten besorgt, die wir, acht bis zehn Jungen, im Walde vertilgten. Es regnete noch dabei. Ich war danach einige Tage krank und habe es nie wieder mitgemacht. Wir waren auch immer sehr interessiert, wenn unter Leitung des Lewiner Wachtmeisters sonntags die Jugendwehr vormilitärische Übung in Tassau hatte.

Wie jeder normale Jugendliche hatte ich auch eine kritische Zeit durchzustehen mit sündhafte Begierlichkeit. In unserer Jugend war es schon sündhaft, unsaubere Gedanken zu haben und diese nicht zu unterdrücken. Gott sieht alles! Tägliche Tischgebete in der Familie, an die wir abends die Gebete anschlossen, die wir als Mitglieder der Antonius-Bruderschaft Lewin zur Pflicht auferlegt bekamen, Glaubensgebet und Antonius-Bekenntnis, und in der Fastenzeit die Litanei vom bitteren Leiden Jesu, gaben mir einigen Widerstand. Oft ging ich in die Kirche zu einem kurzen Gebet, wenn ich mit dem Fuhrwerk in Lewin war und an der Kirche vorbei musste. Ich grübelte über meine Jugend und mein späteres Leben nach.

An gutem Lesestoff hatten wir genug. Schlechte Bücher und Zeitschriften, wie in der heutigen Zeit, waren verboten und mir nicht bekannt. Heute werden "Aufklärungsschriften" in jedem Laden angeboten. Sogar die Schulkinder haben mehr Sexualekunde als Religionsunterricht.

Ich habe in meiner Jugend viel gelesen. Sogar beim Pferdetreiben in Göpel habe ich gelesen. Wenn es regnete, hatte ich eine Glasscheibe über dem Buch. Auch auf dem Felde, beim kultivieren, hatte ich etwas Lesestoff dabei. Einig Bauernjungen traten dem katholischen Gesellenverein in Lewin bei. Alle 14 Tage war Versammlung mit Liedern und irgendeinem Vortrag. Jeden ersten Sonntag im Monat war Generalkommunion mit vorheriger Beichte. Diese Übungen haben mir sehr geholfen. Gern denke ich heute noch daran zurück. Mit 17 Jahren nahm ich an einem Stenographie-Kursus in Lewin teil. Dorthin fuhr ich jede Woche zweimal nach Feierabend mit dem Fahrrad. Ein solches hatten damals nur wenige Jungen. Ich habe sehr gut mitgemacht und die Schlussprüfung bestanden. Es wurde Stolze-Schrey gelehrt. Die deutsche Einheitskurzschrift kam später auf. Gebraucht habe ich Steno nie!

Als mein Vetter Alfons Scholz aus Rengersdorf, junger Kaplan in Hausdorf bei Neuroth war, schrieb ich ihm, dass ich den Wunsch hätte, Priester zu werden. Er antwortete in einem

langen Brief in dem er u.a. schrieb: "Wer ist der Geist gewesen, der Dir so den Brief diktierte?" und "dass ich als einziger Sohn berufen wären, den Hof und damit den Feist-Namen weiter zu vererben." Danach nahm ich an Exerzitien bei den Jesuiten in Mittelsteintal teil und habe im nächsten Jahr ein zweites Mal mitgemacht. Diese besinnlichen Tage haben mir einen herrlichen Weitblick in unsere katholische Religion vermittelt, der mir in meinem weiteren Leben sehr von Nutzen war.

Nach meinen zweiten Exerzitien, die über die Fastnachtstage waren, ging ich sonntags mal zu Nachbar Marwan ins Dorfgasthaus. Einige Männer aus dem Dorf saßen dort. Da sagte Kastner Robert: "Na, verflucht, ich denke Du best eim Kluster! Ob er oder einer der anderen Männer sich unter Exerzitien etwa vorstellte, man müsste dann nur beten und dürfte kein Vergnügen mehr besuchen, nicht mehr mit anderen Menschen lachen und froh sein? Gerade wahre Fröhlichkeit hatte ich durch die Exerzitien gelernt. Jeden Tag waren einige Vorträge von Patres. Beim Essen las einer aus einem guten Buch etwas vor. Jeder von uns musste aus dem Gehörten eine kleine Niederschrift in ein Taschenbuch oder Heft machen. Reden durften wir in diesen Tagen nicht, auch nicht rauchen. Am zweiten Abend war Generalbeichte für alle Teilnehmer. "An diese Sünden braucht Ihr Euer Lebtage nicht mehr denken", sagte ein Pater, als wir nach der Beichte wieder im Zimmer saßen. Es ist wohl jedem so ergangen wie mir, als wir das hörten, mit Gott wieder eins zu sein, wie am Tage unserer ersten heiligen Kommunion! Mein Beten wurde zu einem Gespräch mit Gott. Ich sah seine Gebote und die Gebote der Kirche nun ganz anders an. Wenn jeder Mensch sein Leben nach diesen Geboten einstellt, muss er hier auf Erden schon zufrieden und glücklich sein, auch mit den Menschen um uns in Frieden zu leben, den Armen zu helfen. So kann ich heute, mit 71 Jahren noch sagen, dass die Exerzitien mein Wesen veränderten, zum guten hin ausrichtete. Das ererbte Wesen meiner guten Eltern und Großeltern wurde durch die religiösen Übungen sehr bereichert.

Im Winterjahr 1925/26 besuchte ich die landwirtschaftliche Schule in Glatz. Meine Mutter hat manchmal gesagt: "Willst Du denn wirklich Bauer werden?" Ich hatte mal ein Achtellos in der Klassenlotterie, auf das ich in der 5. Ziehung 50,-RM gewann. Das war schon mal das Schulgeld. Aber so einfach war es beim Vater nicht, meinen Wunsch durchzusetzen. Kein junger Bauer im Lewiner Kirchspiel war bisher auf der Schule gewesen. Das war wohl der Hauptgrund, weshalb der Vater lange dagegen war. Er wollte wohl nicht, dass ich eine Ausnahme machen sollte, vor anderen Bauernsöhnen. Oft war ich im Bett am Grübeln und habe laut geweint. Erst Jahre später habe ich es richtig erkannt, dass die Schule für meinen Beruf von großen Nutzen war. Wir wären sonst nie in Verbindung mit der Schule gekommen. hätten weiter den primitiven Glatzer-Gebirgsvieh-Schlag gehabt, die sauren Wiesen wären nie dräniert worden, vom Weidenanlegen ganz zu schweigen. Unser Betrieb wurde dann als Beispielwirtschaft anerkannt. Das gab mir den Ansporn in unserer Höhenlage auch rationell zu wirtschaften. Wir mussten Buch führen über die Einnahmen und Ausgaben und die Aufstellung jeden Monat mit Unterlagen an die Schule Glatz einsenden. Dies alles wäre nicht möglich gewesen, wenn ich meine Eltern nicht dabei unterstützt hätten.

Während dem Schulbesuch war ich bei unseren Verwandten, Familie Tischlermeister Franz Scholz in Rengersdorf, ein Halbbruder meiner Mutter. Von Rengersdorf aus war die nächste

Station schon Glatz. Alle 14 Tage fuhr ich heim. Montags ging es mit dem 6-Uhr-Zug wieder nach Glatz. Ich erhielt vom Vater jedes Mal 10 Mark. 3,20 Mk. kostete eine Bahnfahrt Lewin-Glatz, dann zweimal Wochenkarte. So war ich immer knapp bei Kasse. In der Schule selbst kam ich nur mittelmäßig mit. Vor allem mit den chemischen Formeln haperte es. Ich konnte das, was der Lehrer auf die Tafel schrieb schlecht erkennen. Erst später kam ich darauf, dass ich kurzsichtig bin. Bei einem Sonntagsausflug mit einigen Alterskameraden nach Nachod ging ich zu einem Optiker der mir eine Brille verpasste. Wunderbar konnte ich gleich alle Schilder lesen. Das war 1926. Im Herbst ging ich zu einem Augenarzt, der meine Augen richtig untersuchte. Die Gläser der Brille waren dann richtig für meine Augen. Ich sagte ihm, dass ich Landwirt bin und die Brille oft hinderlich ist. Er riet mir, in einem Jahr wieder zu kommen. Das tat ich auch. Die Sehkraft der Augen war dieselbe geblieben. "Sie werden bis in Ihr Alte lesen und schreiben können, ohne Brille" sagte mir der Augenarzt. Und er hatte Recht. Noch heute hat meine Brille dieselbe Stärke und ich kann "ohne" gut lesen und schreiben.

Bei Vergnügen war ich ein gern gesehener Gesellschafter. Zwei oder dreimal im Jahr war bei Nachbar Marwan Tanzmusik. Das Stiftungsfest des Gesellenvereins, den Bauernball in Lewin, den Kirmesball in Järker oder im "Grünen Tal", das schon im damals deutschsprachigen Gießhübel lag, machte ich und einige Tassauer in meinem Alter mit. Auch wenn es keine Tanzmusik hatte, war ich sonntags selten daheim. Wir machten dann Ausflüge in die nähere Umgebung. Dann musste der Vater abends die Pferde versorgen. Getanzt habe ich viel. Walzer, Polka, Rheinländer und Schieber waren unsere Tänze. Meist tanzte ich jedes Mal mit einem anderen Mädchen. War in Tassau Tanzmusik, tanzte ich auch mit den anwesenden Frauen. Getrunken habe ich nie viel. Bei einem Vergnügen trank ich mal acht Glas Bier. Das ich nie wieder vorgekommen. Betrunknen habe ich mich niemals.

Bei einer Tanzmusik in Lewin beobachtete ich, dass ein Lewiner, der damals schon ein Mietsauto hatte und als Schürzenjäger bekannt war, oft mit demselben Mädchen tanzte. Ich kannte sie flüchtig als Verkäuferin bei Kaufmann Hillmann, am Lewiner Ring. Nach einer Weile erwischte ich sie mal zum Tanz, bestellte gleich den nächsten und durfte mich an ihren Tisch setzen. Mit ihr habe ich dann nur noch getanzt, bis sie heimgehen wollte. Ich durfte sie begleiten, es waren kaum 100 Meter. Wir setzten uns auf eine Bank am Ringplatz und plauderten eine Weile. Zum Schluss vereinbarten wir ein Treffen an einem Werktag auf dem Tassauer Kirchweg. Das haben wir jede Woche so gehalten. Dieses Mädchen war unverdorben. Über drei Jahre haben wir diese herrliche Freundschaft miteinander gehabt. Außer unseren Küssen gab es nichts zwischen mir und der Hedel Schneider aus Sackisch. Ich war nie mit auf ihrem Zimmer oder bei ihren Eltern und sie war nie bei uns auf dem Hof. Sie und ich haben uns oft über die Zukunft unterhalten. Sie verstand nichts von Landwirtschaft, das sah ich ein. In gegenseitigem Einverständnis haben wir dann unsere Treffen eingestellt.

Bei einer Tanzmusik drüben in Gießhübel war ich mit einigen Tassauer Freunden. Dort fand ich ein Mädchen, das mir gut gefiel. Ich tanze oft mit ihr. Als das Vergnügen bald aus war, durfte ich sie heim begleiten. Es war ein weiter Weg! Sie wohnte außerhalb von Gießhübel. Ihre Eltern hatten einen kleinen Weidebetrieb. Von unserem Hof aus sah man das Anwesen liegen. Damals, am 29. Juni, standen dort eine Menge Heureuter in den Koppeln. Wir

setzten uns an einen Heuhaufen und haben wohl eine Stunde miteinander geplaudert. Dabei verabredeten wir, uns am nächsten Morgen, einem Sonntag, nach der Frühmesse in Gießhübel zu treffen. Wir gingen ohne Kuss auseinander. Beim Händedruck sagte sie in unserem Heimatdialekt: "Du kannst Dir was einbilden, die anderen kommen immer schon das erste Mal!" Ich habe damals, nach dieser oberflächlichen Begegnung nicht daran gedacht, das Mädchen zu küssen. Sicher hatte sie damit gerechnet, dass ich sogar intim zu ihr würde. Gießhübel war bekannt als "unsauberes" Städtchen. Ich war damals vielleicht 24 Jahre alt. Zweimal haben wir uns damals noch getroffen und uns weiter nicht verabredet. Damit war für mich diese Bekanntschaft zu Ende. Immer wieder habe ich Gott herzlich gedankt, dass ich gute, christliche Eltern hatte und dass mir die Verträge im Gesellenverein und die Teilnahme an Exerzitien inneren Halt vermittelt haben. Mir hat die Mutter Gottes sehr beigestanden mit ihrer Fürsprache bei Gott. So kam es, dass ich überhaupt nicht daran dachte, mit einem Mädchen intim zu werden. Die Mutter von der immerwährenden Hilfe hat mich immer wunderbar geleitet und beschützt. Fröhlich bei Vergnügen, unbeschwert in Gesellschaften, konnte ich immer wieder dem Herrgott herzlich danken, dass ich die große Gnade hatte, an ihn zu denken, ihn bei mir, um mich zu wissen. Und tags darauf, wenn ich wieder bei meiner oft schweren Bauernarbeit war, konnte ich zufrieden und froh wieder beten.

Jedes Jahr durften meine Schwester und ich nach Dürrkunuzendorf zur Kirmes fahren. Unsere Basen Hilda, Heidel und Marichen Scholz waren in unserem Alter. Dort war es immer schön. Geld hatte ich immer wenig in der Tasche. So konnte ich bei der Tanzmusik nicht viel spendieren für die Verwandten. An einem Kirmesmontag frühmorgens, als ich meine Hose gerade angezogen hatte, merkte ich, dass daran beide Taschen mit der Maschine zugenäht waren. An der Tür standen die Mädels und bogen sich vor lachen. Mit Mühe habe ich die Nähte dann aufgetrennt. Die "Kunuzendorfer Kinder" kamen auch jedes Jahr zur Kirmes zu uns.

1931 näherte ich mich vorsichtig meiner späteren Frau, Gertrud Welzel, Lewin-Kuttel. Das Mädchen hatte mir schon immer gut gefallen. Sie war aber sehr spröde und unnahbar. Ich saß bei Vergnügen wohl an ihrem Tisch dabei, tanzte einige Mal mit ihr, gab mal einen aus, wollte ich sie aber nach Hause begleiten, war ich übrig. Ein Schwarm Jungen und Mädchen aus Kuttel gingen denselben Weg, da ging ich einfach mit. Nach einiger Zeit wagte ich mal an einem Sonntag Nachmittag einen Besuch bei ihren Eltern. Es war eine große Bauernfamilie, sieben Söhne und drei Töchter. Die beiden älteren Schwestern waren verheiratet. Meine spätere Frau war das siebente Kind der Welzel-Familie, damals 21 Jahre alt. Vater Josef Welzel war ein kluger, besonnener, ehrlicher und arbeitsamer Mann. Er hatte verschiedene Ehrenposten: Mitglied des Stadtrats Lewin, im Kirchenvorstand, im Aufsichtsrat der Spar- und Darlehenskasse, beim Zweckverband des Lewiner Krankenhauses, im Kreistag Glatz und Geschworener beim Schwurgericht Glatz. Fast jede Woche hatte Vater Welzel an irgendeiner Tagung teilzunehmen. Das konnte er nur, weil die Söhne Richard und Anton daheim waren und die Außenarbeit auf dem meist bergigen Feldern tun konnten. Bestellungs- und Erntemaschinen konnten wenig eingesetzt werden. Im Winter hat Vater Welzel viel handwerkliche Arbeiten für den Bauernbetrieb gemacht. Das ging vom Ausbessern der verschiedenen Geräte bis zum Reiserbesen binden zum Eigenbedarf. Er konnte auch sehr gut mähen und hatte die Kreuzdorfer Jagd gepachtet.

"Planich Welzel", so wurde er in der ganzen Gegend genannt, war der längste Mann im Kirchspiel Lewin.

Als ich das dritte Mal bei Welzel war, merkte der Vater wohl, dass ich ernste Absichten hatte. Da sagte er freundlich, fast väterlich: "Die Trudel ist nichts für Dich, Du musst eine haben, die Geld hat, wir können ihr nichts geben!" Daran hatte ich überhaupt noch nicht gedacht. Die Familie Welzel war als sehr solide bekannt. Sie hatte mit den vielen Kindern ihre Sorgen, alle auf dem kargen Boden ehrlich und rechtschaffen zu ernähren und zu kleiden. Bei uns daheim war es ja auch nicht anders. Wir mussten noch mindestens drei fremde Arbeitskräfte das Jahr hindurch bezahlen und beköstigen. Wir mussten auch ganz einfach leben. Wir mussten auch rechnen! Das war bei meinen Eltern so und ging bei uns weiter. Ungeachtet der "Warnung" von Vater Welzel ging ich nun jeden Sonntag nach Kuttel. Aber es dauerte sehr lange, bis ich Trudel entschloss, auch mal nach Tassau zum Tanz oder gar in unser Haus zu kommen. Von meinen Eltern oder Schwestern habe ich nie etwas anderes gehört, dieses Mädchen etwa aufzugeben. Bei einem Vergnügen in Lewin sagte einmal eine Beamtenfrau, die nur eine Tochter hatte zu mir: "Fünfundzwanzig Pfennige würde unsere Tochter auch mal mitbekommen!" Auch dieser Ausspruch hat mich in keiner Weise gestört.

Das spröde Wesen, das unnahbare Verhalten hat Trudel, so wurde sie daheim, von Bekannten und von mir immer genannt, in ihrem ganzen Leben beibehalten. Das hat unsere Freundschaft in keiner Weise gestört, im Gegenteil, wir bekamen immer mehr Achtung voreinander. Wir benahmen uns, auch wenn wir allein waren, immer als christliche Brautleute. In dieser Zeit besuchten wir mal miteinander unsere Verwandten in Peiskretscham, Kreis Glatz, Oberschlesien. Meine Cousine, Elfriede Lotzel, verheiratete Olawski, wohnte mit Familie dort. Ein Jahr später reisten wir miteinander nach Berlin, unserer Reichshauptstadt. Dort war Trudels Schwester Marichen verheiratet. Ihr Mann Hermann Welzel war Fleischermeister und hatte eine Fleischerei gepachtet. Marichen sagte gleich am ersten Tag in ihrer lustigen Art: "Wurst könnt Ihr essen, soviel Ihr wollt, aber mit dem Brot müsst Ihr sparen, das müssen wir kaufen."

Unser Nachbarssohn, Josef Marwan, war schon jahrelang als Kaufmann in Berlin. Da Marichen und Hermann tagsüber keine Zeit hatten, mit uns auszugehen, hat uns Marwan die Sehenswürdigkeiten von Berlin gezeigt. Wir bleiben drei oder vier Tage dort. Meine Schwestern haben abwechselnd in dieser Zeit nähen und kochen gelernt für den Hausgebrauch.

Anfang der dreißiger Jahre war eine große Arbeitslosigkeit. 1932 sollen es 6 Millionen gewesen sein im Deutschen Reich. Frauen waren damals selten in einem Arbeitsverhältnis. Die Männer bekamen nur wenig Unterstützung, 6 bis 10 RM die Woche. Dies wurde vom Gemeindevorsteher ausgezahlt. Dieser verrechnete mit dem Landratsamt. Ein Arbeitsamt gab es nicht. Wer sich selbst etwas Kleintier halten konnte und etwas Land hatte, konnte seine Familie besser in dieser harten Zeit durchbringen als jene, die nur von der kargen Unterstützung leben mussten. So blieb es nicht aus, dass besonders in den Städten viel gestohlen wurde. Viel wurden radikal. In den Großstädten gab es täglich Straßenschlachten.



Bauer Franz Hanisch. Mit uns lernten auch zwei Söhne von ihm. Da ging es strenger zu als beim Lehrer Franke. Wir haben von Hanisch viel gelernt. Daheim habe ich dann öfters, besonders im Winter, mit den Noten von Hanisch geübt. Meine alte Geige war mit der Zeit auf einer Seite aufgeleimt, die Stütze immer umgefallen. Als ich an einem Sonntagabend mit anderen Tassauer Jungen im Gasthaus "Zum grünen Tal" war, das schon zu Gießhübel, Sudetengau, gehörte, spielte dort ein Zigeuner auf einer Geige, auf der zwei Seiten fehlten. Er war ein Künstler! Er spielte die schwierigsten Stücke. Wir kamen ins Gespräch miteinander und zum Handel. Zum Schluss wurden wir einig: ich sollte ihm morgen meine Geige ins "Grüne Tal" bringen, musste aber eine Runde Bier spendieren. Das tat ich auch. Die Zigeunergeige durfte ich gleich mitnehmen. Tags darauf trug ich meine aufgeleimte Geige, wie vereinbart, zum Zigeuner.

Dass ich die Geige heute, 1978, in Niedermendig noch habe, hat eine besondere Geschichte, die ich hier niederschreiben will. Als 1945 die Russen und tschechische Partisanen in unsere Heimat kamen, habe ich neben anderen Sachen auch die Geige versteckt. Dann kamen die ersten Polen auf unsere Höfe. Ich traf mich in dieser Zeit öfters mit sonntags mit meinem Schwager Sellený an der Borawaer Grenze an unseren Feldern. Er war mit seiner Familie vor einigen Wochen von seinem Hofe in Schnellau nachts in die nahe Tschechei geflüchtet. Wir sprachen von der Geige und vereinbarten, dass ich sie zum nächsten böhmischen Haus Bubenitschek bringen und Sellený sie dort abholen sollte. Der böhmische Mann wollte die Geige für seinen Jungen behalten und mir eine Hose dafür geben. Ich sagte, dass Sellený auch einen Jungen hat, der Geige spielen will. Mein Schwager holte die Geige in Borawa ab und brachte sie, mit viel Hausrat, 1950 mit nach Forst, Kreis Cochem, wo wir einen Hof gepachtet hatten. Nach einem vergilbten Zettel im inneren der Geige, soll es eine Amati aus dem Jahre 1628 sein!

1933 heiratete meine Schwester Maria. Damit ging eine tüchtige Arbeitskraft von unserem Hofe. Maria war nicht nur im Haushalt gut, auch das Vieh hat sie gut versorgt und war oft mit einem Gespann bei der Feldarbeit.

Meine Schwester Elfriede heiratete 1938 den Bauern Ernst Welzel in Järker. Die Schwester, Anna, war längere Zeit in der alten Mühle, am unteren Ende von Tassau. Die Mühlpatte, Franziska Nowotny, war eine Schwester von meinem Vater. Als ihr Mann gestorben war, zogen Onkel Heinrich Kastner und seine Frau Kunigunde, auch eine Schwester meines Vaters, in die Mühle. Als auch diese starb, ging meine jüngste Schwester Anna in die Mühle, um dort die Hausarbeit zu machen. Sie war fast zwei Jahre in der Mühle. Diese wurde 1939 an den Besitzer vom Gasthaus "Zum grünen Tal", das gegenüber von der Mühle, über der Brücke, auf böhmischer Seite lag, verkauft. Er baute bald eine Turbine auf und erzeugte elektrischen Strom. Meine Schwester Anna war nach ihrem Dienst in der Mühle einige Zeit in Mittelwalde, um sich im Haushalt weiter zu bilden.

1936, als ich 30 Jahre alt war, nahm ich endlich mal Anlauf zur Heirat und damit zur Hofübernahme. Seitens meiner Braut oder meines Vaters oder meiner Schwestern war nie die Rede davon gewesen. Ich bestellte den Brautanzug bei Schneidermeister Teuner in Gießhübel, wie es damals üblich war, mit Gehrock. Hier muss ich bemerken, dass ich schon zehn Jahre meine Sonntagsanzüge und Mäntel bei diesem Schneider nach Maß machen ließ

und vom Taubengeld bezahlt. Ich hatte damals 60 Tauben das Jahr hindurch. wenn ein Anzug fertig war, zog ich ihn beim Schneider gleich an und ging damit über die Grenze nach Tassau heim. An sich hätte man bis 1938, als das Sudetenland zum deutschen Reich kam, beim Zollamt Kuttel alles verzollen müssen, was man über die Grenze trug. Das habe ich und andere Jungen aus den Dörfern nie gemacht, es ging immer gut. So ein Maßanzug kostete damals ca. 80 RM.

Trudel und ich hatten den 28. Juli als Hochzeitstag gewählt. Zuvor besuchte sie aber noch allein ihre Schwester Marichen in Berlin. Ich ging allein zum Standesamt, um das Aufgebot zu bestellen. Der Standesbeamte frug nach der Braut. Das wäre ihm noch nicht vorgekommen, dass beim Aufgebot bestellen die Braut fehlt! Da der Beamte uns beide kannte, setzte er das Aufgebot auf. Dann ging ich allein zum Pfarrer. Auch er frug nach der Braut. Auch er ließ die Abwesenheit der Braut gelten.

Es war bei uns damals üblich, dass drei Sonntage hintereinander die Brautpaare nach der Predigt von der Kanzel verkündet wurde und dass man wenigstens einmal dabei war, um es mit anzuhören. Ich staunte nicht schlecht, dass wir nicht verkündet wurden. Was mir nicht bekannt war, ich hätte mich beim Küster melden sollen, der alles einschrieb, was der Geistliche verlesen sollte. So kam es, dass am nächsten Sonntag unser kirchliches Aufgebot zum ersten und zweiten Mal verlesen wurde und am Sonntag vor unserer Hochzeit eben zum dritten Mal. Einige Tage vor unserer Hochzeit war dann meine Braut aus Berlin zurück.

Hier möchte ich erwähnen, dass wir im Juli noch viel Heu draußen hatten. Etwa eine Woche vor der Hochzeit sollte ich das Brautfuder holen. Etwa üblich, dass dies der Bräutigam, falls er Fuhrwerk hatte, es selbst tat. Ich musste mit dem Leiterwagen zum Lux-Tischler in Lewin fahren, um die fertigen Möbel abzuholen. In Kuttel wurde dann noch dazu geladen. Auch eine Brautkuh gehörte dazu. Sie wurde aber nicht an das Brautfuder angehängt, wie es so oft getan wurde. Die Kuh brachten Trudels Brüder geführt. Schon in Lewin sah ich besorgt nach dem Wetter. Ich telefonierte zum Nachbarn Marwan, dass mein bester Freund und Nachbar, Josef Welzel, helfen sollte, Heu einzufahren. Das tat er auch. So war das trockene Heu auf zwei Erntewagen unter Dach.

Josef Welzel und ich halfen einander, wo es nötig war. Einige Wochen zuvor hatte ich seine Brautfuder aus Löschney, später Talheim, geholt. Die Brautmutter, Frau Selma Hasler, hatte inzwischen ein gutes Essen bereitet und Vater Hasler schenkte nach dem Essen von seinem "Alten Korn" ein. Dann fuhren wir den holprigen Feld-Waldweg vorsichtig nach Lewin. Auf der Heimfahrt über Kuttel, hielten wir im Gasthaus "Zum Waldfrieden", an der Johanneskapelle. Dort gab Josef Welzel einen zweistöckigen Korn aus. Das war für mich zuviel! Ich übergab dem Josef die Zügel und ging wackelig hinter dem Wagen, hielt mich fest daran. bei Welzel im Hof bald die Pferde abgespannt und heim damit. Mein Vater half beim Abschirren und gab den Pferden Futter. Ich half dann bei Welzel abladen. Danach gab es Rehbraten, der brachte mich wieder richtig auf die Beine.



# Hochzeit am 28. Juli 1936



Unsere Trauung fand in der Johanneskapelle statt. Sie stand an der Straße Kuttel-Lewin. Jeder, der von Kuttel nach Lewin wollte, ging an dieser Kapelle vorbei. Sie hatte es meiner Braut angetan. Sie hatte sich oft gewünscht, darin getraut zu werden. Da die Pfarrkirche in Lewin im Inneren erneuert wurde und voll Gerüste stand, ging damit der Mädchenwunsch von Trudel in Erfüllung. Wir fuhren mit sechs oder acht Kutschwagen. Am Abend unseres Hochzeitstages gingen wir, wie alle Brautpaare in Tassau, zum Brauttanz zu Nachbar Marwan in den großen Saal, der war bei solchen Gelegenheiten immer voll. Die Tassauer Blaskapellen, fünf Mann, spielte zum Tanz auf. Wenn wir auch den größten Hof hatten, habe ich nie einen Unterschied gemacht in der Wahl der Tänzerinnen. So war es auch beim Hochzeitsball. Trudel tanzte mit unseren männlichen und ich mit den weiblichen Mitarbeitern.

Wir hatten viele Glückwunschsreiben erhalten. Ich ließ bei Goebel- Lewin Danksagungen drucken, die damals mit drei Pfennig frankiert wurden. Als wir damit fertig waren, hatten Trudel und ich keine einzige Mark Bargeld mehr. So haben wir, um nicht Vieh zu verkaufen, beim Sägewerk Blau in Gellenau 300,- MK Vorschuss geholt für Langholz, das wir im Winter machen wollten. Ein Sparguthaben hatten wir nicht. Etwa im Frühjahr 1937 wurde ich Mitglied bei der Spar- und Darlehenskasse Lewin. Da musste ich Geschäftsanteile erwerben. Wir verkauften einen Jungbulle, dann konnten wir die Löhne, Versicherungen und auch die Geschäftsanteile bezahlen. Wie ich schon niederschrieb, wurde ab 1936 unsere Milch täglich abgeliefert nach Gellenau in die Entrahmstelle. Dort wurde auch der Fettgehalt festgestellt und danach die Milch bezahlt. Das Milchgeld wurde von der Molkerei in Glatz auf unser Konto bei der Sparkasse Lewin überwiesen.

Mein Vater hatte etwa 1928 auf sein unbelastetes Grundbuch 12.400 RM Kredit aufnehmen lassen. Für eine neues Kirchendach in Lewin wurden ca. 30 Tausend Mark gebraucht. Dafür ließen mein Vater, Trudels Vater und Bauer Ernst Hoffmann in Kreuzdorf ihre Grundbücher belasten. Die Formalitäten wurden seitens der Sparkasse mit dem Pfarramt erledigt.

Als meine Schwester Maria 1933 heiratete, nahm mein Vater die Verpflichtungen aus dem Kredit auf sich. er musste dann auch die jährlichen Abtragungen und Zinsen zahlen. Diese Zahlungen gingen nach der Hofübernahme auf mich über. Die schon guten Erträge aus Ackerbau und Viehzucht reichten nicht aus. So haben wir ca. 10 Festmeter Langholz verkauft, für damals ca. 28 ,- MK je Festmeter. Inzwischen kam das erste Milchgeld auf unser Konto.

Etwa 1938 bauten wir den Göpelschuppen, Verlängerung der alten Scheune, aber mit zwei Meter hohem Trempel. Nur die Pfeiler waren aus Klinkerziegeln, dazwischen gesäumte Bretter. Wellblech als Bedachung mit Entlüftungstürmchen. In dem Göpelschuppen haben wir noch mit dem Göpel die Dreschmaschine angetrieben. Mein Vater war darüber

besonders froh, nun konnte er bei jedem Schneesturm die Pferde treiben. Ab 20. Januar '39 haben wir mit Elektromotor gedroschen, den Kleereiber und die Häckselmaschine damit betrieben.

Die Klinkerziegel hatte ich beim Röttrig – Schmied in Sackisch bestellt. Er hatte ein Lastauto, das einzige in der ganzen Gegend. Schon lange bevor man den Wagen sah, hörte man im ganzen Dorf das Geratter des Motors. Am Bauplatz halfen wir dann abladen, er hatte keinen Kippwagen. Ich fragte den Fahrer nach der Rechnung: "Die kriegen Sie zugeschickt", sagte er. Ich sagte: "Das ist auch gut, Geld habe ich nicht"1 "Ja, wenn Sie bauen wollen, müssen sie doch Geld haben!" Wir hatten nur ca. 120, Mk auf dem Milchkonto. Die Zeichnung von Architekt Hoffmann – Gellenau hatte ich wohl bezahlt Für den Bau selbst mussten wir an den Wald gehen. Die vielen Balken, Sparren, Nagelhölzer und Bretter hatten wir im Winter schon in Gellenau zurecht schneiden lassen, sie lagen am Bauplatz bereit.

Nachdem wir mit Motor dreschen konnten, haben wir den Göpel und das Vorgelege in der Scheune verkauft. Im Schuppen hatten wir dann die empfindlichen Maschinen untergebracht, auch die Viehwaage und das Winterholz. Oben war sehr viel Platz für das geerntete Getreide. Bisher hatten wir überall die Hafergarben untergebracht, im Auszugshaus die kleine Scheune bis obenhin voll, auf dem Ochsenstall, sogar auf der Tenne in der alten Scheune. Hier lagerte oft der Samenklee. Diesen mussten wir zuerst weg dreschen, um Platz zu bekommen. Mit dem Stangenschlitten fuhren wir die Hafergarben vom Auszugshaus und Ochsenstall in die Scheune zum Dreschen. Einige Jahre zuvor, ehe das Elektrische nach Tassau kam, hatte ein klirren Landwirt, Josef Naschwitz, eine Dreschmaschine mit Schüttler und Sieb gekauft, die mit seinem Benzinmotor angetrieben wurde. Dieser Dreschsatz ging im ganzen Dorf rum. Mit Pferdeschlitten ließ sich alles gut aufladen und transportieren. Wir haben damit auch den Hafer im Auszugshaus an Ort und Stelle gedroschen. Dabei musste gutes Wetter sein, denn die Maschine und der Motor mussten im Freien stehen. So hatten wir auch im Winter keine "Bauernferien". Onkel Oswald aus Dürrkreuzdorf, der Bruder meiner Mutter, hat meinem Vater schon in den Zwanziger Jahren geraten, einen Traktor zu kaufen. Es war damals nur auf den großen Gütern so ein Ding in Betrieb. Onkel Oswald sagte oft, dass ein Traktor auf unseren ebenen Feldern gut verwendbar wäre. Aber so eine Anschaffung hätte damals schon ein Vermögen gekostet, auch wenn wir nur einen Anhängerpflug und Egge dazu gekauft hätten. Bedenken hatten wir auch wegen unseren Bodenverhältnissen. Die Ackerkrumme war seicht, besonders bei den oberen Feldern. Als wir uns für Weidewirtschaft entschlossen hatten, wurde an einen Traktor nicht mehr gedacht. Hätten wir die Heimat behalten dürfen, wäre aber ganz sicher unser Betrieb mechanisiert worden. Traktor mit Mähbalken, Heupresse, Ballenförderband, Miststreuer wären bei der Weidewirtschaft sehr rentabel gewesen.



# Familie



Am 3. Juli 1937 wurde unser erstes Kind, Ursula, geboren. Am 6. November 1938 kam Maria zur Welt. Trudel und ich waren an diesem Sonntag miteinander nach Lewin zur Kirche gefahren. Nach dem Hochamt bekam Trudel Geburtswehen. Ich bestellte den Haufen-Hammes mit seinem Mietsauto und die Hebamme Stürz. Damit fuhr Trudel sofort heim nach Tassau. Als ich mit dem Pferdefuhrwerk daheim ankam, war alles glücklich vorüber. Wenn Trudel im Wochenbett lag, half die Oma aus Kuttel immer bei uns aus. Am Abend dieses Tages kam Oma noch spät zu uns. Unser langjähriger, getreuer Futtermann, Josef Herzig, wollte ihr die Haustür öffnen, dabei rutsche er auf den Fliesen im Hausflur aus und konnte nicht mehr gehen. Wir beförderten ihn in sein Bett und fuhren am anderen Morgen mit ihm zum Arzt nach Lewin. Dieser wies ihn ins dortige Schwesternhaus am Ring ein. Herzig hatte einen Oberschenkelbruch und konnte nie mehr gehen. Wenn ich nach Lewin kam, habe ich ihn immer besucht. Herzig hat einige Monate dort gelegen. Als ich sonntags wieder hinkam, war er gestorben. Ich bestellte gleich die Beerdigung und nachmittags in Tassau die Träger. Es mussten ledige Männer sein, denn Herzig war Junggeselle. Von ihm habe ich ein langes Abendgebet gelernt, das ich heute noch immer bete: "Die Sonne weicht, es kommt die Nacht..." betete Herzig jeden Abend laut und deutlich!

Am 18. April 1940 erwarteten wir den ersehnten Jungen. Noch heute höre ich die Hebamme Stürz bei der Geburt von Helene laut rufen: "Wieder ein Frauvolk!" Aber die Hauptsache war für uns, dass Mutter und Kind gesund waren. Nach ca. 14 Tagen merkten wir, dass mit dem Kind irgend etwas nicht in Ordnung war. Nach zweimaligem Besuch des Hausarztes riet uns dieser, mit der Kleinen in die Uni-Kinderklinik nach Breslau zu fahren. Etwa drei Wochen war Trudel mit dem Kind in Breslau. Die Kleine musste mit getrockneter Buttermilch ernährt werden. So hat Trudel mit viel Mühe das Kind weitergebracht. Daneben stillte sie noch, wie sie es bei allen Kindern tat. Zum Glück waren wir in einer Krankenkasse privat versichert. Lenchen, wie wir Helene nannten, hat sich dann gut entwickelt und kam auch in der Schule gut mit.

Am 9. Juni 1942 wurde unser erster Sohn geboren. Wir ließen ihn Heinrich Franz taufen. Er sollte später der Hofbesitzer werden. Körperlich gesund, merkten wir bald, dass er nicht zählen lernte. Wir gaben uns große Mühe mit ihm, dass er Zahlen und Buchstaben unterscheiden konnte. Als Heinrich acht Jahre alt war, fuhr Trudel mit ihm zu einem Nervenarzt nach Koblenz (Wir waren damals auf einem Pachthof in Forst, Kreis Cochem, Mosel). Als dieser Arzt hörte, was wir alle nach dem Ende des Krieges auf unserem heimatlichen Hofe erleben musste, jede Nacht und jeden Tag Schießereien und Tumulte durch Russen, Tschechen und später Polen, sagte der Arzt u.a.: "Ich habe schon zwei Kinder von Vertriebenen in Behandlung, die genauso sind wie Ihr Junge, er hat einen Hirnschaden erlitten, da ist leider nichts zu machen!"



*Mein Vater mit Ursula, Helene, Heini und Maria*

Unser zweiter Sohn, Gotthard, wurde am 30 April 1944 geboren. Mit ihm ging Heinrich dann 1950 zur Schule in Forst. 1953 gingen beide zur heiligen Erstkommunion. Da Heinrich dem Beicht- und Kommuniionsunterricht nicht folgen konnte, frug ich den damaligen Kaplan Weber, was wir machen sollen. Er sagte: "Wir nehmen mit Gotthard mit!"

Mit unseren fünf Kindern und Christa Welzel, eine Nichte von Trudel, mussten wir am 13. Oktober 1946 unseren Hof und damit die Heimat verlassen. Näheres darüber später.



# Die Geschehnisse ab 1933



Hier will ich niederschreiben, was wir ab 1933 erlebten. Infolge der großen Arbeitslosigkeit, es sollen 6 Millionen gewesen sein, lebten viele Menschen in ärmlichen Verhältnissen. Das brachte es mit sich, dass Einbrüche und Diebstähle an der Tagesordnung waren. Die Unzufriedenheit machte viele Menschen zu Kommunisten. In den Großstädten waren täglich Krawalle und Straßenschlachten zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten. In diesen bürgerkriegsähnlichen Zuständen ernannte Reichspräsident von Hindenburg den Führer der Nationalsozialisten Adolf Hitler zum Reichskanzler. Eine Wahl folgte der anderen, bis die N. S. die Mehrheit im Reichstag hatten. Alle anderen politischen Parteien wurden verboten. Nach dem Tode von Hindenburg nannte sich Adolf Hitler Führer und Reichskanzler. Zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit ließ er Autobahnen und Siedlungen bauen. Viele Männer wurden zum Bau der Bunker an den Westgrenzen Deutschlands dienstverpflichtet. Die allgemeine Wehrpflicht wurde eingeführt. Hitler befahl: "Alle Deutschen heim ins Reich und Juden raus!" Im nahen Gießhübel, wo meist deutsch gesprochen wurde, wie im ganzen Sudetenland, traten viele Männer der Sudetendeutschen Partei bei, die den Anschluss an Deutschland wollten. Die Tschechen bauten in dieser Zeit entlang ihrer Grenzen zu Deutschland Bunker und Maschinengewehr-Nester. Von unserem Hofe aus konnten wir sehen, wie auf den Bergen an der Lusche, nach dem Dorf Pollom zu, Tag und Nacht an den Bunkern gearbeitet wurde. Von unseren Feldern aus sah man auch, wie am Dorfrand von Borawa, wo alles tschechisch sprach, Bunker gebaut wurden. In dieser Sudetenkrise hatten wir als Grenzbewohner berechnete Sorgen, dass es zu einem Kriege in unserer Gegend käme. Um einen Krieg wegen dem Anschluss des Sudetenlandes zu verhindern, trafen sich am 29.09.1938 die Regierungschefs Chamberlain – Großbritannien, Deladier – Frankreich und Mussolini – Italien mit Hitler in München. Ergebnis: Das Sudetenland wurde dem deutschen Reich zugesprochen! Am 8. Oktober 1938 war ich dabei, als die tschechischen Obersten mit Tränen in den Augen, beim Zollamt in Kuttel, der deutschen Wehrmacht den Einmarsch nach Gießhübel freigaben. Damals waren Pferdefuhrwerke und Fußvolk, kein Auto dabei. Ich ging, wie andere Leute aus den umliegenden Dörfern auch, durch die Büsche nach Gießhübel. Dort auf dem Marktplatz war überschwänglicher Empfang für die deutschen Soldaten. Alles schrie: "Heil Hitler!" Von da an waren Sudetendeutsche auch wehrpflichtig.

Wir lauschten in den Tagen der Münchener Verhandlungen täglich an unseren kleinen Radios, als wir endlich hörten: "Es gibt keinen Krieg mit den Tschechen!" Die Grenze war auf deutscher Seite von bewaffneten SA-Männern besetzt. SA = Sturmabteilung. Aus Tassau hat sich besonders der Lehrer Brzesynski hervorgetan. Er ließ sich später in Aumüller umbenennen. Als die Männer von der Grenzüberwachung wieder heimkamen, höre ich heute noch den Aumüller rufen: Wir haben den Krieg gewonnen!"

Der Weg nach Borawa war durch einen ca. 10 m langen, tiefen Graben unterbrochen. Dieser sollte deutsche Panzer aufhalten. Wir fuhren aber mit dem Kinderwagen um die Grube

herum, nach Borawa. Für uns Grenzbewohner hatte sich nichts geändert in den Beziehungen zu den böhmischen Nachbarn. Wir konnten für sie die Feldbestellung wie bisher machen und sie halfen uns in der Ernte und beim Fichten pflanzen. Den Grenzausweis mit Foto mussten sie und auch wir haben.

Am 15. März 1939 war ich als Ortshofberater mit unserem Gemeindevorsteher Paul Hasler nach Glatz zu einer Bauernversammlung geladen. Am Bahnhof Lewin war großer Betrieb. Aus einem Güterzug wurden Soldaten, Pferde und Wagen ausgeladen. Wir hörten, dass die deutsche Wehrmacht von allen Seiten in die Tschechei einrückt. Aus der Versammlung in Glatz wurde eine einzige Radioübertragung. Was war geschehen!? Der tschechische Staatspräsident Dr. Hacha hatte dem Hitler die Tschechei als Protektorat übergeben müssen, sonst hätte es Krieg gegeben. Gegen Mittag hörten wie Hitler aus dem Lautsprecher reden, von Prag aus! Mir war das als Grenzbewohner, der ich den Hass gegen das Hitlerregime kannte, fast unmöglich. Hacha hatte mit der erzwungenen Unterschrift sein Land vor einem Kriege bewahrt.

Etwa ein Jahr später fragte mein Vater mal den Grenznachbar Anders, der Hausweber war und ein Haus, einiges Kleinvieh und etwas Feld hatte wie es hetzte so sei. Unter anderem sagte er: "Das hat der Hitler gut gemacht, jetzt erhalten die Hausweber mehr Lohn für ihre Arbeit und der Ausgeber verdient weniger." Und: "Wer arbeitet hat auch was!" Mein Vater und ich hielten uns neutral.

Am 1. September 1939 marschierte die deutsche Wehrmacht in Polen ein. Unser Pferdeksutscher musste an diesem Tage bald zur Wehrmacht. Da Hitler mit dem russischen Diktator Stalin einen Nichtangriffspakt geschlossen hatte, war ganz Polen in 18 Tagen von deutschen Truppen besetzt. Wir erhielten durch das Arbeitsamt einen polnischen Jungen und ein polnisches Mädchen. Alle vier Wochen war für die Polen ein Gottesdienst. Sonst durften sie nicht in die Kirche gehen. Jeder Pole musste auf Jacke oder Bluse ein "P" tragen. Unsere polnischen Mitarbeiter sollten auch nicht mit uns an einem Tisch essen. Der Wachmeister Kirchner aus Lewin kam mal deshalb zu uns. "Es ist uns gemeldet worden, dass die Polen mit Ihnen an einem Tisch essen!" Ich kannte den Wachtmeister als vernünftigen Mann und sagte ihm: "Ich arbeite mit den Leuten gut zusammen, das Mädchel ist oft mit unseren Kindern beschäftigt, wir können sie nicht als Feinde behandeln." Er sagte dann, wir sollen uns vorsehen. Es kam aber weiter keine Kontrolle. Später wurde uns noch ein zweiter Junge und ein zweites Mädchel zugeteilt. Es gab mit den polnischen Leuten keine größeren Schwierigkeiten, als mit den deutschen Mitarbeitern. Da ich leidlich tschechisch verstand (mein Vater konnte perfekt diese Sprache) konnten wir uns schon verständlich machen. Die jungen Polen lernten auch gleich deutsch verstehen und reden. Sie durften ihren Eltern schreiben und erhielten Post. Auch besuchen durften sie jedes Jahr einmal die Eltern.

Da ich noch im wehrpflichtigen Alter war, musste ich zur Musterung. Befund "untauglich". Im folgenden Jahr wurde ich kriegsverwendungsfähig geschrieben. Unser Gemeindevorsteher und Ortsbauernführer Hasler beantragte beim Kreisbauernführer in Glatz, dass ich doppelt U.-K. = unabhkömmlich eingestuft wurde. Dieser Antrag hatte auch Erfolg. Die U.-K.-Stellung war in zweifacher Weise begründet, einmal die viele Arbeit auf dem großen Hof, zum anderen wäre dann meine Frau mit den noch kleinen Kindern und den

polnischen Helfern allein gewesen. Zwar war mein Vater noch da, aber er konnte bei seinen 73 Jahren den Betrieb nicht mehr übersehen. Jeder U.-K-Gestellte würde energisch darauf hingewiesen, in erster Linie den Kriegerfrauen zu helfen. Mein bester Freund und Feldnachbar Josef Welzel musste auch Soldat werden. Ich habe mich bemüht, dort zu helfen, wo es Not tat. Eines Tages sagte der Welzel Opa, dass sein Hafer reif sei. Noch am selben Tage habe ich bei ihm ein Feld mit unserem Binder abgemacht. Mein Vater war ärgerlich darüber. "Wir haben selbst Arbeit genug, der ganze Hafer ist reif und Du fährst zu anderen!" Wie schon öfters, habe ich ihm wieder gesagt, dass ich aber doch daheim sein kann, während Welzel Josef fort ist. Das hat mein Vater auch eingesehen. Mit Hasler, Kastner Robert und Amtsvorsteher Welzel war ich bei der Hofbegehungskommission und als Waldsachverständiger bestellt. Im Frühjahr und Herbst gingen wir Fluren, Wälder und Ställe durch. Zum Problem Arbeitskräfte muss ich noch nachtragen, dass uns zu Beginn des Jahres 1940 Ida Schleicher vom Arbeitsamt zugeteilt wurde. Sie stammte aus Dörnikau und war etwa 45 Jahre alt, ein richtiges Mannweib. Sie rauchte Zigaretten, spielte Ziehharmonika und fühlte sich wohl beim Biertisch mit jungen Leuten. Hausarbeiten machte die nicht gern. Am liebsten war sie mit den Pferden beschäftigt. Sie konnte sehr gut pflügen. Ida war ein ehrlicher Mensch. 1944 ging sie von uns weg, zu Frau Hedwig Kastner, deren Mann Paul Soldat war. Mit Frau Kastner musste Ida im März 1946 die Heimat verlassen. Auf der Insel Borkum starb sie am 17.4.71. Im Sommer 1943 + 44 hatten wir noch drei Arbeitsmädchen. Diese waren in der ehemaligen Schokoladenfabrik Chlupp – Lewin untergebracht. Sie kamen aus allen Berufen, hatten Einheitskleidung und wurden zum Arbeitseinsatz in den Dörfern eingeteilt. Wir kamen gut zurecht mit ihnen.

1940 wurde im Saale von Marwans Gasthaus ein Kindergarten eingerichtet. Unsere Kinder nahmen daran teil. Auch unser erster Junge, Heinrich, geb. 1942, wurde später im Kinderwagen mitgenommen. Die Kindergärtnerin Annelies Müßig, geboren in Gellenau, und ihre Helferin Magda Moser waren in unserem Auszugshause untergebracht. Am 9. September '44 wurde der Kindergarten eingestellt. Am 10.9. fand in der Tassauer Schule ein Kinderfest statt. Ich hatte zuvor zwei Tische und eine Bank zum Spielplatz an der Schule gefahren. Da es regnete konnte das Kinderfest nicht im Freien abgehalten werden. Am 4. September 1944 fing unsere Maria in der Schule in Tassau an. Am gleichen Tage wurde Marwans Saal mit Soldaten belegt. Es waren etwas acht bis zehn Mann. Zwei davon hatten Tag- und Nachtdienst in dem von den Tschechen erbauten Aussichtstürmen auf der Feistkoppe, jenseits der Grenze.

Über die wahre Kriegslage waren wir nicht unterrichtet. Im Radio und auch in den Zeitungen wurde uns nicht gesagt, wie es an der Front zuging, wie weit der Russe schon vorgedrungen war. In Lewin und Kuttel wurden Panzersperren errichtet. Die Zufahrtsstraßen sollten für den Ernstfall blockiert sein. Eingerammte Baumstücke beiderseits der Straße, daneben lagen ca. 10 m lange Baumstämme. Wir Männer, auch Jugendliche, mussten jeden Sonntag von ½ 7 ab dort die Stämme in kürzester Zeit zwischen die eingerammten Pflöcke einlegen. Daneben stand der Kompanieführer vom Volkssturm in SA-Uniform mit der Uhr in der Hand. Öfters sagte er: "Hier kommt kein Russe durch."

Am 11.2.'44 musste ich um 6.50 bei der Panzersperre am Radlerbilde, an der Straße Lewin – Kuttel, antreten. Ein Bataillons-Chef kam zur provisorischen Übung. Ab 10.00 Abmarsch

nach Sackisch. Dort wurde eine Handgranate und eine Panzerfaust abgeschossen. Um ½ 12 konnten wir heimgehen. Ich blieb bei Schwager Ernst Welzel in Järker bis Mitternacht, habe dort Skat gespielt mit Tautz August. Am 14.12.'44 musste ich noch mal zum Volkssturm. Kastner Robert kam nachts um ½ 3, dass ich um 8.00 in Lewin sein muss und für drei Tage Verpflegung mitbringen soll. Wir mussten uns im Saale Machatschke, gegenüber dem Amtsgericht, umziehen. Ich erhielt eine Fliegerhose und einen braunen SA-Mantel. Essgeschirr, Brotbeutel, Feldflasche erhielt jeder. Nach öfterem hin und herlaufen, konnten wir wieder gehen. Ich blieb bei meiner Schwester Anna über Nacht. Am nächsten Tage wieder der ganze Haufen antreten bei Machatschke. Dort war neben dem Kompanieführer Schilder auch der Ortsgruppenleiter und Bürgermeister von Lewin, Anton Dinter. Er siebte die Männer aus. Zu mir sagte er: "Feist, rechts raus, nach Hause Milch fahren." Bald gingen wir 15 oder 29 Mann, die entlassen waren, in den Saal und zogen unserer Klamotten wieder an. Noch heute höre ich, wie Machatschke sagte: "Nehmt Euch doch Hosen und Mäntel mit heim!" Aber jeder war wohl froh, dass er die Dienstkleidung los war.

Am 16.2.144 fuhr ich mit P: Hasler nach Glatz wegen einer Heftsäge. Wir hatten ein Kontingent an Stammholz zu liefern, das wir ohne große Säge nicht machen konnten. Unsere Heftsäge hatte ich für Kriegszwecke abliefern müssen. Als wir nach Lewin zurück fahren wollten, konnten wir nicht mit. Der Bahnhof in Glatz war voller Flüchtlinge aus der Breslauer Gegend. Ein Militärauto nahm uns bis Lewin mit.

Am 19.2.1944 musste ich noch mal zum Volkssturm. Um 8.00 im Barackenlager in Sackisch. Zeuner Schuster, Lachmitt Josef, Kastner Robert, Scholz Oswald und Hasler Paul. Scholz wurde nach Hause geschickt. Ärztliche Untersuchung und Unterricht an 98er Karabinern, Maschinengewehren, Panzerfaust und Handgranate. Drei Schuss durfte jeder auf die Scheibe abgeben. Da es schon dunkel war, traf ich nicht mal die Scheibe. Essen mussten wir ca. ¼ Stunde bis zur Werkkantine der Firma Dierig gehen. So um ¼ 3 war das Mittagessen. Fast alle Männer waren erkältet. Feuchte, kalte Räume, wenig Feuerung. Am 25.2. wurden wir entlassen.

Ab 14.11.1944 mussten alle Fenster verdunkelt werden. Es durfte nachts kein Pünktchen Licht von außen gesehen werden. Ab Dezember 1944 musste in jedem Dorfe, jede Nacht ein Zwei-Mann-Wache patrouillieren. Ich war auch jede dritte Woche dabei. Waffen hatten wir nicht. Anfang Februar 1945 erhielt jeder, der irgend Platz hatte, Leute aus der Breslauer Gegend. Wir hatten in der großen Stube eine Frau mit einem Mädels und den Schuster Übrig mit Frau und Kind aus Breslau. Frauen und Kindern mussten dort raus, da Breslau zur Festung erklärt worden war. Soweit war der Russe schon vorgedrungen! In Marwans Saal waren viele Menschen aus der Breslauer Gegend untergebracht. Die Bauern waren mit voll beladenen Wagen, zwei Pferde davor, oft noch ein drittes angehängt, mit Zeltplanen als Verdeck, angekommen. Die meisten hatten noch eine oder zwei Kühe hinten angebunden. Sie wurden zu den einzelnen Bauern verteilt. Wir hatten im Schuppen acht Flüchtlingspferde stehen. Nach einigen Tagen, als ihre mitgebrachten Futtermittel alle waren, gab ich ihnen von unserem Heu und Hafer. Zuletzt wurde Stroh gefüttert. Der Heuboden war nie so leer wie in den letzten Märztagen 1945. Dazu kamen noch die herrenlosen Viehherden. Unser Dorf musste 32 Stück aufnehmen. Wir bekamen acht Kalben, die wir in der Scheune des Auszugshauses unterbrachten. Diese Tiere waren bis Mai 1945 bei uns, dann hieß es, sie

werden zurückgeführt. Am 4.5.45 ging der Polenjunge Karl abends weg und kam nicht wieder. zwei Tage später war auch der Stanislaus Stwora, der zweite Pferdejunge weg. Ich sollte an diesem Tage wieder um 9.00 beim Volkssturm in Kudowa antreten. Da wir mit der Frühjahrsbestellung noch nicht fertig waren, sandte ich ein entsprechendes Schreiben an den Bürgermeister in Lewin und an unserem Vorsteher. Nachmittags erhielten wir von Glatz den Befehl, dass die Grafschaft Glatz und somit auch wir flüchten, flüchten sollten. Abends war kurze Versammlung in Marwans Saal. Die Leute wollen alle hier bleiben. Am 8. Mai 1945 habe ich mich schweren Herzens entschlossen, einen Erntewagen zurecht zu machen. Wohin es gehen sollte, wusste niemand.

In diesen Tagen wurde die Flugwache auf dem Holzturm, an der böhmischen Seite der Feistkoppe, öfters von Tschechen aufgefordert, ihre Gewehre abzugeben und den Turm zu verlassen. Am 9.5. fuhr ich drei Soldaten von der Flugwache mit Gepäck auf dem Erntewagen nach Borawa. Dort wurden sie auf ein deutsches Militärauto verladen. Die Dorfleute von Borawa waren in ihren besten Kleidern, mit rot-weiß-blauen Fahnen und sehr viel ganz roten. Einige deutsche Soldaten kamen aus der Tschechei, manche mit Pferden. Für sein Pferd wollte jeder einen Zivilanzug. Wir haben drei Soldaten versorgt. Abends haben wir miteinander Skat gespielt. Sie blieben über Nacht bei uns. Ihre Orden und Anzeichen hatten sie am Feuerlöschteich vergraben. Am anderen Tage, Christi Himmelfahrt, ging Trudel nach Lewin in die Kirche. Die Straßen waren voller Russen in Lewin. Als Trudel dies daheim erzählte, waren die drei Soldaten zu Tode erschrocken. Sofort verschwanden sie. Wohin sie gingen? Wir haben nie etwas von ihnen gehört.

Der Flüchtlingsbauer Gowin aus Konradserbe, der bei Agnes Lachnitt wohnte mit seiner Familie und die Pferde in unserem Schuppen hatte, sagte uns spät abends, der Karl (polnischer Pferdejunge) hätte im Dorf gesagt, heute werde ich den Chef und Familie erschießen! Zutrauen konnte man es ihm, Schusswaffen hatte jeder und aufgehetzt waren sie alle gegen uns Deutsche. Wir entschlossen uns, noch nachts zur Oma nach Kuttel zu gehen. Die Kinder wurden geweckt und zurecht gemacht. Im Kinderwagen lag Gotthard, ein Jahr alt, vorn drauf saß Heini, die Mädels gingen daneben. So gingen wir über Spates Felder. Am Bach in Kuttel zog sich Trudel Schuhe und Strümpfe aus und ging durch den Bach zur Oma. Trudels Schwester Maria (Marichen war mit ihren Kindern schon im Winter aus Berlin raus. ihr Mann, Hermann war Soldat) kam dann mit und hat den Kinderwagen und uns allen über den Bach geholfen. Wir blieben zwei Tage dort. Auch die ehemalige Kindergärtnerin Annelies Müssig war dabei. Am 14.5. ging Trudel mal heim nach Tassau. Als sie zurück kam, sagte sie, es ist bessern wir sind daheim; denn wenn kein Mann da ist, machen die Russen, was sie wollen. Ida Schleicher hat in diesem Tagen das Vieh versorgt. Wir entschlossen uns, wieder nach Tassau zu gehen. Der Bauer Gowin kam mit seinem Pferdefuhrwerk von Lewin, bei Oma vorbei. Trudel, die Kinder und Annelies fuhren mit Gowin heim. Ich ging über die Felder nach Tassau. Unterwegs musste ich mich oft hinlegen oder sonst Deckung suchen. Überall machten Russen Streife nach versprengten deutschen Soldaten. Ich war froh, als ich endlich auf dem Tassauer Wege war. Nachbar Waldemar Marwan, der Gastwirt, stand vor seiner Tür, als ich ankam. Er sagte nur: " Heine, sieh bloß, doß Da hämkommst!" Daheim war schon große Aufregung, weil ich so spät kam. Eine Kolonne mit eingefangenen Männern kam über den Kirchweg, wo ich kurze Zeit zuvor gegangen war, an unserem Hofe vorbei, Richtung Borawa. Eine starke, berittene Streife kam

von Gießhübel über die Felder geritten und durchstöberte jedes Haus. Zwei Männer, die bei uns als Flüchtlinge waren, Übrak und Panlik, und ich, wussten nicht wohin. Wir versteckten uns hinter dem Gemüsegarten, legten uns flach auf den Boden. Nach einer ½ Stunde, wir waren kaum im Haus, kamen wieder neue Russen durch die Wiesen vom Dorfe rauf. Trudel vergrub mich in den Weizen auf dem Speicher. Nach kurzer Zeit bekam ich kaum noch Luft. Da habe ich mich heraus gewühlt und legte mich unter den Blechkorpus, der im leeren Speicherraum lag. Dieser Blechchristus war von unserem ehemaligen Holz-Hofkreuz, da mein Vater 1932 ein Steinkreuz setzen ließ. Das mein letztes Versteck und auch das sicherste. die ganze Nacht gab es keine Ruhe im Dorfe. Die Russen durchstöberten alles, plünderten und belästigten Frauen und Mädchen. Am 15. Mai 1945 haben wir etwas gearbeitet. Der Flüchtlingsbauer Krätzig fuhr mit seinem Rotschimmel Mist, ich habe aufgeladen. Öfters kamen noch Russen ins Haus, wollten Eier, Butter, Schnaps, suchten nach Uhren, Ringen usw.. Mich haben sie nicht beachtet. Wir waren alle mit unseren Nerven fertig! Ich legte mich nachmittags ins Bett, konnte einfach nicht mehr arbeiten.

Am 17.5. kam ein Traktor mit Anhänger in unseren Hof. Sie holten den Weizen ab, ca. 45 Zentner. Dieser war nicht unser Eigentum, war "rückgeführt aus der Breslauer Gegend". Von unserem Getreide nahmen sie auch noch mit. Zwei russische Gespann kamen am 19.5. nach Heu. Bei uns war alles leer! Sie räumten bei Lotzel, Hanisch usw. Am 20.5., Pfingsten 1945, ging ich mit Trudel nach Lewin in die Kirche. Äußerlich war in den Straßen wieder alles ruhig. Bei den Scheunen in Sichtichfür hatten die Russen aus den dort stehenden Flüchtlingswagen die Schläuche herausgenommen. Nachmittags gingen wir zur Maiandacht in unsere Kapelle, sechs tschechische Männer in Zivil, aber mit Koppel und Gewehren, kamen von Dlouhey, gingen nach Gießhübel. Pfingstmontag ging ich mit Trudel wieder ins Hochamt nach Lewin. Als wir daheim waren, kamen von allen Seiten wieder Tschechen. Sie guckten bei uns hinter jede Tür, in jeden Schrank. Sie hatten deutsche Uniformen, z.T. neue Langschäfte aus rohem Leder und Waffen. Im leeren Heustall hatte ich einen Winkel mit Brettern verschlagen. Darin haben wir Mehl, Speck und Sonntagskleid versteckt. Ein Brett hatte ich nur lose angenagelt und auf den Balkon eine Zange liegen. Mit einer Taschenlampe mit Dynamo leuchtete einer durch die Ritzen in den Verschlag und sagte: "Beines Mettiku!" Das habe ich verstanden. Es hieß: "Bring Kreuzhacke!" Ich ging in den Heustall und zu den Männern und sagte: "Nix Mettiku!" Ich griff nach der Zange und, zog die beiden Nägel raus und nahm das Brett ab. Jetzt beleuchteten und durchwühlten sie alles. Sie suchten wohl Waffen. Einer fragte, warum ich das Zeug hier habe. Ich sagte ihm: "Wegen den Russen." Dass ich es auch wegen den tschechischen Partisanen versteckt hatte, sagte ich natürlich nicht! Aus diesem Versteck nahmen sie nichts mit. In einer Dachkammer hatten wir noch einige "Schniedlan" Räuberspeck, den nahmen die Tschechen alles mit. Gegenüber der Kirche hatten wir eine Vorratskammer, das "Gewölbe". Darin waren noch ca. 20 Gläser mit Schweinefleisch. Mancher Russe hatte sich schon mal ein Glas mit Fleisch geholt und mit den anderen gleich verspeist. Der Schuster Übrig riet uns, die Einkochgläser einzugraben. Er räumte hinter dem Hofe einen Reisighaufen weg und grub ein Loch. Dorthin versteckten wir das Fleisch und deckten wieder Reisig darauf. Die Tschechen haben aber gemerkt, dass hier frisch gegraben war und hatten bald die Grube frei. Sie nahmen alles mit! Ich musste ein Pferd anspannen und die Stoffe, die wir von einem Wagen den Borawaern abgenommen hatten, nach Gießhübel ins Hotel Jirku fahren. diese Stoffe stammten von der deutschen Wehrmacht und hatten in der Badeanstalt in Lewin gelagert. Bei Hanisch Paul luden sie mir

noch Lederwaren auf, die einem Sattler aus Segen, Kreis Breslau, gehörten. Auch die Flüchtlingsbauern Gowin und Krätzig mussten mit dem Mietwagen Kisten und einige Säcke vom Lehrer Seider - Glatz, der mal einige Jahre in Tassau Dienst tat, nach Gießhübel fahren. Die Tschechen holten auch den letzten, rückgeführten Weizen ab, den die Russen noch nicht geholt hatten.

Am 14. Mai '45 fuhren die meisten Flüchtlinge aus Komadsorbe, Kreis Breslau, ab. Von uns aus: Hermann Krätzig mit Frau und drei Jungen, mit seinen Rotschimmeln der alte Zimmermann Schreiner mit Frau und Tochter und unsere ersten Flüchtlinge, Schuhmacher Adolf Übrig mit Frau und Tochter Annelies und Frau Emma Monde mir Tochter Ruth aus Breslau. Diese Breslauer wohnten seit Februar in der guten Stube und kochten ihr Essen auf unserem Herd. Für Pastor Kluge mit Frau und zwei Töchtern kochte Trudel mit. Am 25.5. fuhr Familie Kluge ihr Gepäck mit Handwagen zum Bahnhof Lewin, wurden aber zurückgewiesen, da Russen und Tschechen Haussuchung machten wegen Waffen. Bei uns räumten die Tschechen alles aus, was nicht gut versteckt war. nachmittags fuhren Kluges endgültig ab.

In den Tagen zuvor waren die Dorfbevölkerung und die Flüchtlinge in Marwans Saal geladen. Der Kommandant aus Kudowa hatte dazu aufgerufen, wegen der Krawalle, die Tag und Nacht um Dorfe die Menschen bedrängten. Ein Dolmetscher übersetzte die Ausführungen ins Deutsche. Er sagte u.a.: "In jedem Hause, das kontrolliert wird ohne Dokument mit Stempel, sollen alle Menschen schreien und Krach machen" und "Menschen, von dem Deck haben wir genug." Am meisten haben wir gestaunt, als gesagt wurde: "Dass Hitler nicht tot ist, wisst ihr genauso gut wie wir!" Der russische Kommandant ordnete an, Tag und Nacht im Dorfe Streife zu gehen, zwei Mann je zwei Stunden. Jeder, auch ich, kam jeden Tag zweimal dran. Kamen Tschechen oder Russen in ein Haus, sollten die Hausbewohner alle schreien oder sonst Krach machen. Ich erlebte so eine Kontrolle in unserem Haus. Alle machten Lärm, besonders die Kinder. Ida Schleicher hatte einen Pflugschar in der Hand und schlug mit einem Hammer darauf. Ich hatte eine Trillerpfeife und blies tüchtig damit. Ein Russe riss sie mir aus der Hand und schlug sie mir auf den Kopf.

Tags darauf kamen wieder etwa 15 Russen in unser Haus. Sie wollten ein Pferdegeschirr mitnehmen, das hinter der Haustür hing, aber Trudel und Ida machten Krach, da schraubte einer nur einen Kummthaken ab. Die Zange wollte er sich auch mitnehmen. Am 28.5. kamen wieder drei russische Soldaten geritten. Sie verlangten fünf Kühe von mir. Ich benachrichtigte den Bürgermeister Hasler. Der ging dann mit den Russen im Dorfe herum. Es sollen für morgen acht Stück Vieh geliefert werden, zum Schlachten. Kein Milchvieh! Der Kommandant aus Kudowa soll kommen. Da keiner erschien, unterblieb vorläufig die Ablieferung.

Am selben Tag fuhr der Bauer Kartscher aus dem Kreise Kreuzberg, Oberschlesien, mit seiner Familie ab. Er hatte sich eine zweirädrige Karre zurechtgemacht aus einer Droschke, die ich ihm schenkte und ein Verdeck darüber gemacht. Das Pferd stand vier Wochen bei uns im Stall. Nachmittags trieb ich mit unseren Mädels fünf Kalben in die Weide "Im Grund". Das war eine große Wiese an der Järker Grenze hinter unserem Wald. Vier Koppeln hatten wir dort. Wasser war in dem kleinen Bach immer da für das Vieh.

Fronleichnam, 31.5.1945. Heute musste Vieh geliefert werden. Zwei Kalben von den Rückgeführten aus der Scheune um Auszugshaus wurden von Fleischermeister Strichauke - Kudowa mit vier gesellen abgeholt und sogar bezahlt! Trudel war mit den Mädels, die sie für Fronleichnam zurecht gemacht hatte, im Hochamt. Sie sollen bei der Prozession Blumen streuen. Die Prozession fiel aber aus, da es regnete. Am 1. Juni 1945 kamen wieder drei Russen von Borawa rüber zu Fuß. Sie suchten nach deutschen Soldaten, nach Waffen, Radio, Fernsehapparaten. Wir haben ihnen Eier gebraten und aßen ein Glas Fleisch dazu, das sie sich im Gewölbe holten. Meine Feuerwehrjacke erwischten sie, meinten wohl, es sei ein Militärstück. Ein junger Soldat hatte dauernd den Heini auf den Beinen, gab ihm Ei und Butterbrot. Die drei tranken eine Flasche Schnaps leer, die sie bei sich hatten. Am 3.6. ging die Fronleichnamsprozession um den Lewiner Ring. Endlich konnten unsere Mädels Blumen streuen.

Nachmittags kamen drei Russen mit Einspänner Panjewagen in den Hof. Sie wollten zwei Hühner, die sie mit 20,-RM bezahlten. Sie fuhren nach Borawa weiter. Ich ging ihnen nach. An der Pferdekoppel blieben sie stehen. Die Pferde standen am Eingang, sie wollten in den Stall. Einer hob den Schlagbaum. Die nahmen sich die elfjährige Fohlenstute mit. Einer setzte sich darauf stieg aber bald wieder ab. Das Pferd war ziemlich mager, da war das Reiten im Galopp eine Qual. Ich telefonierte von Marwan aus zu Bürgermeister Hasler, dass er den Vorfall dem russischen Kommandanten in Kudowa meldet. Es geschah aber nichts, das Pferd war weg.

Am fünften Juni kam Hasler Paul, ich soll eine Fuhre stellen, Kartoffeln von der Genossenschaft Lewin nach Glatz fahren. Da ich schon ein Pferd weg hatte, musste Lotzel Josef eins dazugeben. Dazu ist zu bemerken, dass Lotzel immer nur Ochsen gespanne hatte. Zwei Pferde hatte er von deutschen Soldaten, die aus der Tschechei kamen, für je einen Zivilanzug eingetauscht. Er hatte die beiden Pferde in der Scheune in seinem Auszugshause. Lotzel brachte ein Pferd mit einem Ochsenkummet. Ich gab ihm ein Pferdekummet. Aus Tassau fuhren drei Zweispänner. Im ganzen waren es zehn Fuhrwerke. Jeder erhielt eine lächerliche Ladung Kartoffeln, etwa 12 -14 Zentner! Mit fünf Wagen hätten wir die Kartoffeln auch weggefahren. Wir ahnten nichts Gutes. Erst 10.00 Uhr abends fuhren wir vom Lewiner Ring ab, bis Hordis zum Kalkhofen. Dort mussten wir bis früh ½ 6 Uhr warten. Alle Wiesen im Hordistal lagen voller Russen mit Fuhrwerken. Wir selbst hatten drei Russen als Begleitung. Wir fütterten unsere Pferde und fuhren endlich los. Bis Rückers ging es glatt durch, dann wieder ¾ Stunde warten. Aus allen Ecken rückten Russen mit Fuhrwerken, Lafetten und Reiter an. Autos fuhren eine lange Reihe in Richtung Glatz. Eine Herde Vieh wurde an uns vorbei getrieben von Dominium Rückers. Wir mussten auf Seitenwegen über Walddorf-Neuheide ausweichen. Dort gingen unsere russischen Begleiter in die Häuser nach Esswaren suchen. Nach kurzem Warten ging es weiter bis "Halbe Meile", vor Glatz. Dort mussten wir alle in die Koppel von Bauer Idam, bis der Russentreck vorbei war. Gegen ½ 10 Uhr vormittags kamen wir dort an. Warten und bummeln! Unser Pferdefutter war aufgebraucht. In der Nähe stand in einem Kleefeld ein Grasmäher. Da wir die Pferde nicht abspannen durften, haben wir vier Mann die Maschine gezogen und zwei Mann geschoben. So hatten wir nach kurzer Zeit Futter genug. Die Russen besorgten uns zwei Sack Gerste für die Pferde, die wir aber so nicht füttern konnten. Unser

Gemeindevorsteher Hasler, der sein einziges Pferd dabei hatte, wollte endlich mal wissen, wann es weiter geht. Mit Urban Ferdinand - Lewin und Hasler ging ich nach Glatz, wollte vom russischen Kommandanten Auskunft haben. Wir trafen ihn aber nicht an. Als wir zurück kamen, erhielten wir Männer auch etwas zum Essen, denn unser Reiseproviant war aufgebraucht. Man gab uns Pellkartoffeln mit Quark. Wir sollten nochmals übernachten, jeder richtete sich auf den Wagen eine Schlafgelegenheit ein. Plötzlich kam der Befehl: "Abrücken!" Als alle Fuhrwerke auf der Straße waren, nahmen die Russen alle weg. Mich stieß eine vom Wagen, nahm mir Leine und Peitsche ab. Ich schrie nach Hasler. "Paul, die nahma mir die Pfade weg!" Er rief zurück: "Mir a!" Jeder von uns hatte es wohl geahnt. So mussten wir zu Fuß in der Nacht nach Lewin gehen, kamen erst nach 6 Uhr an. Bei Bürgermeister Tiese meldeten wir den Vorfall. Lotzel, Hasler und ich gingen zu Exner Bäcker Kaffee trinken. Ich war sehr müde, als ich daheim ankam und schlief den ganzen Tag.

Am 9.6.1945 ging unsere ältere Tochter Ursula zur Heiligen Erstkommunion. Meine Schwester Anna Hoffmann mit ihren Kindern Bärbel und Gerhard waren bei uns, blieben über Nacht. Am 12.6. erhielten wir die Nachricht, unsere Pferde in Glatz abzuholen. Auf den Habelwiesen wimmelte es von Pferden und Soldaten. Nach allen Richtungen suchten wir nach unseren Pferden, gesehen haben wir aber keines.

Am 20.6. brauchten wir Tassauer Männer nicht mehr auf Dorfwache gehen. Acht Polen übernahmen unseren Wachdienst. Vier waren im Gasthaus Marwan und vier im leeren Hillman Haus im Niederdorf untergebracht. Den ersten Abend haben alle acht bei uns gegessen. Am 26.6.1945 kam die Nachricht, dass wir unsere Heimat verlassen und bis hinter Görlitz werden sollen. Gemeindevorsteher Hasler hatte in Eile die Dorfleute zur Schule bestellt. Es verlas vor den zahlreich Erschienenen den Räumungsbefehl vom Grenzschutzkommandanten in Wünschelburg. Die einheitliche Meinung der Dorfleute: "Wir bleiben, wo wir sind und wenn wir mit Frau und Kindern in unseren Häusern erschossen werden!" Denn unterwegs kommen wir sowieso um. Nirgends gibt es etwas zu essen, das haben die Russen überall herausgeholt. Wir hätten je Person 40 Pfund Gepäck und Essen mitnehmen dürfen. Das wäre bei uns nur mit Fuhre möglich gewesen, denn unsere damals Jüngsten, Heinrich und Gotthard, waren erst drei und ein Jahr alt. Wir wollten zwei Milchkühe und von Marwan einen an den Wagen hängen. Vorsichtshalber ließ ich bei Nachbar Marwan bei einem Pferd den Hufbeschlag in Ordnung bringen. Als ich noch in der Schmiede war, kam die Nachricht, dass die Aussiedlung vorläufig aufgehoben ist.

Da Hasler Parteimitglied war, übergab er mir den Posten als "Ortslandwirt". Am 29.6., Peter- und-Paul-Feiertag, fuhr ich zur ersten Tagung nach Glatz, die  $\frac{1}{2}$  11 Uhr im Rathaus sein sollte. Ich fuhr mit dem  $\frac{1}{2}$  7 Uhr Zuge und ging in die Glatzer Pfarrkirche zu Gottesdienst. Erst um 11 Uhr begann die Tagung. Um das Rathaus Hunderte von Glatzern, die mit einigen Habseligkeiten aus ihren Häusern verjagt worden waren und in Begleitung von Miliz zum Hauptbahnhof getrieben wurden. Die Polen wollen sich in ihre Häuser setzen.

Der Sitzungssaal war sehr entmöbelt. Die meisten Bauern standen herum und setzten sich dann auf Parkett. Als ein Pole die Versammlung in polnischer Sprache eröffnete, haben wir uns erstaunt angesehen, denn nicht einer verstand polnisch. a sagte der Redner in klarem

Hochdeutsch: "Ich merke, dass einige die polnische Sprache nicht verstehen und spreche daher Deutsch!" Es ging um die sichere Einbringung der Ernte. Jeder Ortsvertreter gab an, was in seinem Dorfe an Zugvieh, Wagen usw. fehlte. Alles wurde notiert. Vor allem fehlte es an Arbeitskräften. Zum Schluss meldete sich ein deutscher Bauer zu Wort. Er sagte: "Wie vereinbart es sich denn, hier beraten wir über die Einbringung der Ernte und draußen werden die deutschen Menschen aus ihren Häusern gejagt?!" "Das hat mit uns nichts zu tun", war die kurze Antwort. Hierzu ist zu bemerken, dass diese Versammlung eine reine Formsache war, denn wo sollten die Polen Zugtiere oder auch nur ein Wagenrad hernehmen! Der Russe hatte ha schon alles herausgeholt, besonders auch Nutzvieh.

4.7.1945. Einige Polen versuchen, bei uns Schnaps zu machen. Sie bringen ca. ½ Zentner Mehl, das sie in Krauttonnen einweichen. Bis abends läuft es dauernd über. Dann wurde der Brei in den Viehkessel geschüttet, der im Flur stand. Schnaps wurde nicht daraus! Andere Polen haben alles ausgekippt.

Schwager Ernst Welzel - Järker ruft bei Nachbar Marwan an, dass zwei Zivilisten in der Jungviehkoppel im Grunde (an der Järker-Grenze) Kalben einfangen wollen. Mit Marwan ging ich in den Grund, sahen aber keinen Menschen dort. Wir trieben die Kalben heim. Das war keine leichte Sache, denn wie waren wie wildes Vieh. So konnte man verstehen, dass es die Diebe nicht fertig brachten, ein einzelnes Vieh von der Herde zu trennen. Am 6. Juli reisten die polnischen Wachmänner ab. Die beiden Polenjungen Karl und Staschek, die bei uns über ein Jahr gearbeitet hatten, wollten in ihre Heimat, holten sich die Arbeitspapiere. Wir gaben ihnen Brot und Butter mit auf die Reise.

In diesen Wochen hatten wir oft deutsche Leute bei uns, die sich in unserem Dorf noch sicher fühlten. Sie haben viel auf den Feldern geholfen. Am Magdalenenfest, 22.7., hatten wir noch mal viele Gäste bei uns. Trudels Mutter, der Bruder Hubert mit Familie (wanderte 1953 nach Chile aus), meine Schwester Anna und ihr Mann Gerhard mit ihren Kindern und drei Frauen aus Thomaskirch, Kreis Breslau. Eine der Frauen, Frau Praulich, wohnte mit Familie bei uns im Auszugshaus. An diesem Nachmittag zog ein Unwetter auf. Gestern hatte ich auf dem Köppelstück das Heu in Schwaden gerollt, das wollten die drei Frauen auf Haufen setzen. Auf halbem Weg fing ein toller Sturm an, alle legten wir uns platt auf die Erde. Das gerollte Heu war vom Sturm weggeblasen. wir hatten eine Fuhre Heu am Heustall im Freien stehen. Hubert und Gerhard liefen zum Hof, um eine Plane aufs Heu zu decken. Der Wagen war aber vom Sturm umgekippt. Auch auf den Dächern sah es schlimm aus und Äste von den Bäumen lagen überall herum. Am nächsten Tag fingen wir zuerst mit Dachreparaturen an. Hubert half mir. Als die Dachschäden behoben waren, gingen wir wieder ins Heu. Das Heu vom Köppelstück lag am Waldesrand in den Sträuchern.

Am 31.7. kam eine Einspannerdroschke mit Kutscher und einem polnischen Oberleutnant. Er notierte sich nach meinen Angaben die Größe des Hofes und den noch vorhandenen Viehbestand. Zu Trudel sagte er, dass hier mindestens 15 Arbeitskräfte fehlen. Wir hatten in dieser Zeit keine Not damit. Postinspektor Kunze mit Frau aus Breslau hatte Zuflucht bei uns gesucht. Er tat jede Arbeit, sogar Ställe misten. Die ehemalige Kindergärtnerin Annelies Müssig und Tschob Bernhard halfen täglich. Auch unsere Nachbarin, die Taubstumme

Schorlene, half uns gern. In dieser Zeit hat jeder ausgeholfen, wo es Not tat, ob mit Handarbeiten Erntewagen oder einzelnen Rädern oder Ackergeräten. Unser Nachbar Marwan, Gastwirt und Dorfschmied, hat alle Reparaturen an Wagen und Geräten, sowie Hufbeschlag noch, nur musste ich oft für Schmiedekohle sorgen. Am 15.8. wurde ich mit den Pferden zum Dominium Gellenau bestellt. Dort musste ich Hafer mähen mit der Flügelmaschine, wie wir sie auch hatten. Mittagessen erhielten wir in der dortigen Schule, das von einer Tochter des Gesandten von Mutius als Eintopf zubereitet war. Dieser von Mutius war ein Bruder des Gutsbesitzers von Gellenau, der keine Kinder hatte.



# Der erste Hofpole!



Am 16. August 1945 kam ein etwa 55-jähriger Pole als "Aufseher" auf unseren Hof. Jan Wonsowicz. Er stammte aus der Gegend von Lemberg und sprach leidlich Deutsch. Wir wiesen ihm die große Stube an und beköstigten ihn auch. Dieser Mann war zu uns sehr vernünftig. Öfters habe ich mich mit ihm unterhalten und seinen schmerzenden Rücken massiert. Am 25.8. fuhr ich mit dem Erntewagen, um beim Dominium Gellenau Getreide einfahren zu helfen. 28.8.: Heute die erste Fuhre von unserer Ernte, 18 Zentner Roggen, mit Leiterwagen nach Glatz, für die Russen, ins Lager Hassitz, bei Glatz. Nachts 2 Uhr war ich daheim, 6 Uhr musste ich wieder beim Dominium Gellenau sein. Alle Tassauer Pferdefuhrwerke waren dort. Da es keinen Begleitmann gab, durften wir wieder heim.

30.8.1945: Mit 14 Zentner eigenem Weizen nach Glatz, aber immer zuerst nach Gellenau.

1.9.1945: Mit Weizen, nicht von uns, nach Glatz fahren. Wir waren fünf Fuhrleute. 3 Uhr erst daheim, da wir von Hassitz zum Hauptbahnhof fahren mussten und von dort zur Frankensteiner Straße. Dort mussten wir die Säcke über drei Treppen hoch tragen. Um mit der Ablieferung fertig zu werden, mussten wir auch sonntags dreschen.

3.9./Montag: Mit anderen Tassauern wieder nach Glatz mit Getreide. Da wir gleich zur Frankensteiner Straße fahren durften, war ich schon um 1 Uhr zurück. Bei Frau Schmidt, die im Auszugshause wohnte, wurde von polnischen Soldaten geplündert. Alle Kleidung von ihrem Mann und den Kindern nahmen sie mit. Schwager Hubert und Herr Kunze wurden von polnischen Soldaten verprügelt. Sie behaupten, ein fremder Mann soll hier versteckt sein. Dem Hubert nahmen sie die Ausweispapiere weg.

Einen Tag nach Glatz, den anderen Tag mit dem Binder mähen! Das hielt das zweijährige Fohlen nicht aus. Zwei Pferde hatten uns die Russen genommen, nur eine siebenjährige Stute, die ein Fohlen hatte, das war noch unser einziger Pferdebestand. Daheim hatten sie nichts zu dreschen, da ich keine Zeit hatte, Getreide einzufahren, wenn ich jeden zweiten Tag nach Glatz fahren musste. Vom Ernterussen wurden einige Fuhrleute im Dorfe bestellt, bei uns Getreide einzufahren.

Als drittes Zugtier musste der schwere Zuchtbulle im Binder mitgehen. Als ich auf dem großen Sandfeld Hafer mähte (der Bulle war im Linksbinder außen rechts angeschnallt), fiel vom Zugscheit ein Haken ab. Ich stieg ab und klopfte ihn mit einem Hammer fest. Am anderen Ende stand der Ernterusse und drohte mit einem Stock. Er war wohl der Meinung, ich hätte absichtlich gemurkst. Als ich bei ihm war, schlug er mit dem Krückstock, der nur halblang war, auf meinen Rücken. Das habe ich wochenlang gespürt, denn oft klebte mein Hemd daran. Daheim waren Trudel und die Leute am Dreschen. Mein Vater trug die Pressballen über den Hof unter die Durchfahrt am Kuhstall. Da erfuhr ich,, dass der Russe

auch meinen Vater geschlagen hatte, dass der Stock zerbrach. Am 5.9. wieder Getreide nach Gellenau fahren. Ich hatte auf dem Leiterwagen 12 Zentner Gerste, 6 Zentner Roggen und 7 Zentner Weizen. Dies musste ich in einen Saal im Schloss tragen. Dann musste ich Weizen einsacken und 16 Zentner auf meinen Wagen tragen und ab nach Glatz. Die dortigen Lager waren voll, so fuhren wir vom Hauptbahnhof wieder zur Frankensteiner Straße. Dort wieder drei Treppen hoch tragen.  $\frac{1}{2}$  3 Uhr erst wieder daheim. Ich hatte von Spata ein Pferd dabei, da unser Zweijähriges die viele Arbeit nicht aushielt. Wenn ich von Glatz heimkam, hat er nichts gefressen, legte sich bald lang hin. Es war eben zuviel für das junge Tier.

Daheim waren alle noch in großer Aufregung, die Kinder weinten. unter Leitung von Zivilrussen hatten polnische Soldaten tüchtig geräubert. Folgende Dinge nahmen sie uns weg: meinen besten Anzug, meine sämtlichen Hemden und Unterhosen, eine lederne Brieftasche aus dem Bett, mit ca. 800,- RM, Trudels Sommermantel, Vaters Sonntagsanzug, seine Hemden und die Bettwäsche. Ein 80-Pfd.-Schwein erschossen sie und verluden es in einen PKW. Von Herrn und Frau Kunze nahmen sie die letzten guten Sachen: Armbanduhr, Anzug, Wäsche, Rasierapparat und 2700,- RM bares Geld. Uns nahmen sie noch 6 Pfund Butter und 140 eingelegte Eier samt dem Topf und die Gläser mit den Kirschen. Auf meinem Schreibtisch unter den Schnellheftern hätten sie Polen drei scharfe, deutsche Patronen gefunden, deshalb musste "Kontrolle nach Gewehren" gemacht werden. Wir hatten so etwas nicht im Haus! Trudel hat vormittags aufgeräumt, da hat sie keine Patronen gesehen. Einen Grund mussten sie ja haben, um uns zu plündern!

Am Sonntag, 9.9., ging ich mit Ursula und Maria in die Kindermesse. Trudel konnte nicht in die Kirche gehen, da eine Krampfader blutete. An diesem Tag starb im Krankenhaus in Lewin Josef Herzig an Herzkrämpfen. Er war fast 30 Jahre auf unserem Hofe tätig. Herzig war ein sehr kräftiger Mann, hatte aber in seiner Schulzeit weder lesen noch schreiben gelernt. Aber beten konnte Herzig gut. Er betete vor dem Einschlafen immer ganz laut seine Abendgebete. Diese bete ich bis heute noch jeden Abend.

Am 12.9., waren wir mit Hafer einfahren beschäftigt, mit Wechselwagen. Die volle Fuhre wurde in der Scheune abgeladen, der andere Wagen war auf dem Felde nach neuer Frucht. Trudel, Ursula und Maria halfen dabei. Die Bindergarben waren nicht schwer. Als ich wieder mit einem vollen Wagen ankam, war der andere noch halb voll. Ich hörte, dass Trudel eine Garbe an die Krampfadern bekommen hatte, die sehr bluteten. Die Leitersprossen waren alle mit Blut bespritzt. Zufällig kam eine Krankenschwester. Sie verband die Wunde. Drei Tage später kam ein Arzt. Er ordnete an, dass Trudel etwa 10 Tage ins Krankenhaus muss.

16.9.1945: Heute gehe ich mit den Mädels ins Hochamt, danach zum Grabe von Herzig. Beim Küster bezahle ich die Beerdigungskosten von 35,50 RM. Der Totengräber erhielt 25,- RM. Dann zur Sitzung bei Stonner von der Spar- und Darlehenskasse, wo ich im Aufsichtsrat war. Drei polnische Soldaten waren daheim, ob die Arbeit ruht. Am 17.9. fuhr ich Trudel ins Krankenhaus Lewin. Annelies Müssig, die ehemalige Kindergärtnerin, kam mit zurück. Sie war einige Tage wegen Gelbsucht in Behandlung. Abends kam die Nachricht, dass ich für die Russen Getreide nach Glatz fahren soll. Telefoniere mit dem russischen Kommandanten in Lewin, dass meine Frau im Krankenhaus ist und ein Pferd

lahmt.

19.9.: Heute musste ich eine Kalbe für die Polen liefern. 8 Zentner Kartoffeln für die Schwestern abwiegen. Kreislandwirtschaft schickt mir eine lange Liste. Um sie richtig auszufüllen, gehe ich zu Hasler wegen den Unterlagen. 20.9.: Ein polnischer Leutnant und ein Mann bestellen Nachtessen für neun Mann. wir hatten kaum noch Brot, so holte ich von Welzel und Hanisch Brot. Die letzte Butter aßen sie auf. Um Mitternacht zogen sie ab. Zwei Pferde stellen sie in den Stall, ich musste ihnen Futter geben.

Am 21.9. haben wir bei uns Kartoffeln gegraben. Marwan Waldemar mit seinen Kindern Gotthard, Christel und Irmgard, für ihre Tante Birgel in Bad Reinerz. Stonner Karl und Langfeld Max aus Lewin, beide mit ihren Jungen. Am 23.9. ging ich mit den Mädels ins Hochamt und dann zu Mama ins Krankenhaus. Am 27.9. durfte Trudel heim. Für 16 Tage und Annelies 10 Tage, habe ich 66,- RM bezahlt.

Der polnische Bürgermeister Roron, der Haslers Hofpole war und im Beamtenhaus ein Büro hatte, borgte sich von uns Pferde und Wagen, um Butter und Eier nach Gellenau zu fahren. Am 30.9. hat Roron und unser Pole Wonsowicz im Dorfe das Vieh gezählt. Sie übergeben mir den Mahlschein, 120 kg Roggen für 9 Personen, für Oktober. am 2.10. donnerten schon um ½ 5 Uhr zwei polnische Soldaten an die Haustür. Sie wollten Tabak und nahmen sich von unseren Polen aus der Stube Tabak. Wonsowicz war diese Nacht nicht da. Am 3.10. musste ich ein Fuhre Heu nach Lewin abliefern. Es sollte in der Pfarrscheune abgeladen werden. Es waren viele Fuhrwerke. Ich musste von 10 Uhr bis ½ 2 Uhr warten, dann im Hofe von Urban Ferdinand abladen.

8.10.. Heute haben polnische Soldaten eine Zuchtsau von vier Tage alten Ferkeln geholt und im Personenauto abgefahren. Der polnische Bürgermeister will diesen melden. Ich mühte mich lange, hing die kleinen Dinger einer Sau an, die drei Wochen alte Ferkel hatte. Am zweiten Tag nahm die Sau die fremden Ferkel an. Die größeren mussten Saufen lernen.

Für Sonntag, 7.10., werde ich zum Pflügen beim Dominium Gellenau bestellt. Ich fuhr um 7 Uhr weg, lud den Pflug vom Felde auf und fuhr über Järker nach Gellenau. Dort waren etwa 50 Pferde- und Ochsenbauern mit ihren Pflügen. Ich arbeitete bis 4 Uhr und durfte als einziger heim, da ich den polnischen Verwalter darum gebeten hatte. Die anderen mussten bis 6 Uhr pflügen.

10.10.: Der polnische Bürgermeister geht im Dorfe herum, wegen Vieh abliefern. Wir sollen morgen zwei Kühe abgeben. Tassau allein 26 Stück! Tags darauf trieben wir das Vieh auf die Felder vom Scholz, an der Pfarrscheune Lewin. etwa 266 Stück waren aufgetrieben. Dieses Vieh musste umsonst abgegeben werden, angeblich für nahe Gehöfte in Schlesien. 12.10.: Musterung des Viehbestandes auf dem Lewiner Ring. Ich zog mit den Bullen los, hängte einen Zugochsen an. Gertrud, die bei uns arbeitete, trieb fünf Kühe und fünf Kalben. Eine Kuh, die frisch gekalbt hatte und zwei Hochtragende Kalben blieben daheim. Nach vier Stunden warten kamen wir endlich dran. Den Kühen beguckte ein Pole das Gebiss. Eine Kuh erhielt in jedes Ohr ein Loch. Ursula und Maria waren auch mit. Trudel war am

Brotbacken, als sechs polnische Partisanen kamen. Sie erhielten ein Brot und ein halbes Pfund Butter.

Der polnische Bürgermeister und ein anderer Pole waren bei uns wegen den Grundstücken. Ich soll die erste Rate bis 19.10. bezahlen, 834 Zloty! 66 Zloty von Hektar Land, 6 Zloty von Hektar Wald 90. Mir ist das nicht möglich. Ich erkläre den Herren, dass es erstens ein Fehler ist, Vieh, Getreide und Heu umsonst abzugeben und zum anderen genau dasselbe zu bezahlen, wie um Glatz herum. Öfters kamen dann auch Leute nach Ferkeln, da erhielt ich die ersten Zloty. Für Kartoffeln, die sich die Leute selbst ausgruben, erhielt ich deutsches Geld. Meist holten sie die Kartoffeln mit Handwagen ab, so auch der damalige Lewiner Arzt Dr. Schober. Nur den Lewiner Schwestern brachten wie sie hin. Auch Tschechenkronen hatten wir noch. Diese, es waren 300 Kronen, gab ich dem polnischen Mädels Gena, die in 14 Tagen in Schlesney heiraten will, als Hochzeitsgeschenk. Sie war drei Jahre bei uns. Auf Umwegen erhielten wir vor einigen Jahren ihre jetzige Anschrift. Wir schrieben auch an sie, da ihr Mann Deutsch lesen und auch schreiben kann. Wir schickten ihr auch Päckchen. Am 19.10. fährt unser Pole, Jan Wonsowicz, auf dessen Namen unser Hof lief, in seine Heimat Mrowla, in der Nähe von Reichshof.

Am 21.10. habe ich das erste Mal die Stromrechnung in Zloty bezahlt. 85 Zloty für Mai bis September. Öfters kamen Polen nach Ferkeln, 100 Zloty das Stück. Am 25.10.1945 Ablieferungsbescheid über 170 Zentner Kartoffeln erhalten.

26.10.1945: Heute wurde unser ehemaliger Lehrer Friedrich Franke in Lewin beerdigt. Er war 46 Jahre in Tassau und wurde 88 Jahre alt. Mein Vater ging auch noch zwei Jahre bei ihm zur Schule. Lehrer Franke war auch mein Firmpate. Einer der bestellten Träger war nicht da, so durfte ich meinen lieben Lehrer und Firmpaten im Sarge tragen helfen.

Am 27.10. kamen um  $\frac{1}{4}$  4 polnische Soldaten, weil das Licht im Büro brannte. Wir hatten es bestimmt abgeschaltet, als wir schlafen gingen. Ich musste ihnen die letzte Butter geben, 2 Pfund. Aus dem Gewölbe nahmen sie Birnen mit. Als wir gegen 8 Uhr im Ochsenstall da Vieh füttern wollten, fehlte eine Kalbe, ca.  $6 \frac{1}{2}$  Zentner schwer. Sie war von den polnischen Soldaten in Järker gestohlen worden. Ich meldete dies bald dem polnischen Bürgermeister. In dieser Woche wurde bei Lux Willi ein Schwein,  $3 \frac{1}{2}$  Zentner, bei Spale zwei Schweine, je 80 Pfund, bei Kastner Robert zwei Schweine und bei Prause Anton eine Ziege gestohlen. Am 29.10. war eine Zuchtsau aus dem Ochsenstall verschwunden, von den Ferkeln weg! Die Spur ging wieder am Grundwege raus, in Richtung Järker. wir haben dann unser noch vorhandenes Vieh alles im Pferde- und Rinderstall untergebracht. Es waren noch 15 Stück Rindvieh, eine Zuchtsau von sieben und zwei Pferde! Am 1.11.1945 war unser rotbunter Zuchtbulle "Lux", den wir auch als Zugtier benutzten, aus dem Kuhstall verschwunden. Er war über 15 Zentner schwer. Die Diebe hatten von dem eisernen Stallfenster heraus gebrochen, so konnte einer durchkriechen und von innen die Stalltür öffnen. Auch diesen dritten Diebstahl meldete ich bald dem polnischen Bürgermeister. Gehört haben wir nichts davon!

Wegen der Grundsteuer von 834 Zloty war der polnische Bürgermeister mit einem

Steuererheber und einem Soldaten bei uns. Soviel habe ich aber nicht. Schwager Gerhard Hoffmann borgt mir 200 Zloty. An diesem 2.11. wurde die erste Dorfstreife eingesetzt, zwei Deutsche und ein Pole.

Als der alte Pole Wonsowicz nach etwa drei Wochen wieder zu uns kam, waren wir froh darüber. Er war ein sehr vernünftiger Mann. Trudel hat für ihn das Essen gemacht und sein Zimmer, die große Wohnstube und sein Schlafzimmer sauber gehalten. Von den letzten Ferkeln, die wir zu verkaufen hatten, bezahlte er die Gemeindesteuer und gab mir die übrigen 1800 Zloty. Der Mann klagte oft über Rückenschmerzen. Öfters habe ich ihm den Rücken massiert, wie ich es bei meinem Vater auch oft tat. Auch Karten gespielt habe ich mit ihm. Nach jedem Essen hat er sich bedankt! Als dies andere Polen erfuhren, durfte er uns Deutschen nicht mehr "Danke" sagen.

Der zweite Pole kam am 28.2.1946 auf unseren Hof. Mit einigen Soldaten, die Gewehre trugen, kam er in die Küche. Ich saß mit Gotthard auf den Beinen am Tisch, bekam gleich von einem einen Kinnhaken, dass Blut aus Mund Nase lief. Der eine zeigt mir an der Haustür ein polnisches Schreiben und sagt in polnisch, dass er jetzt hier Bauer ist. Ich habe das verstanden, da es der tschechischen Sprache ähnelt. Dann ist er etwa 14 Tage weg und bringt seine Frau mit. Er beansprucht als Wohnung das Auszugshaus, wo eine Frau Schmidt mit ihren Jungen schon einige Monate wohnt. Der alte Pole sagt, dass Listen aufgesetzt wurden und 20 -30 % Deutsche hier bleiben könne. Er riet mir, die polnische Staatsangehörigkeit zu beantragen. Das will ich aber nicht, auch Trudel will mit den Dorfleuten nach Deutschland.

In dieser Zeit näht Trudel mit der Nähmaschine große Rucksäcke aus festem Drillisch, wie es zu Pferdekissen benutzt wurde. Ich nähte breite Tragebänder aus demselben Zeug daran. Darunter pinselte ich mit der Schablone, die wir für die Wagentafeln benutzten, den Namen "Heinrich Feist, Tassau Kreis Glatz!" Da kam der alte Pole mal dazu und fragte, was wir da machen. Ich sagte ihm die Wahrheit, wenn wir fort müssen, werden wir Betten und Kleidung reinpacken. Da sagte er: "Das brauchen sie nicht, ich habe für Euch gut gemacht, bleiben Sie hier!" Wir haben aber trotzdem weitergemacht.

Die Parolen gingen hin und her. Am 25. März 1946 kam der "Rausschmeißbefehl" für morgen früh. Die meisten Tassauer waren dran. Ich machte einen Erntewagen zurecht und fuhr am nächsten Tag damit die Habseligkeiten von Nachbar Marwan, Welzel Josef, Hasler Paul (früher Hanisch August, Prause Robert...) zum Lewiner Bahnhof. Als wir bei Marwan am Aufladen waren, kam die Polenfrau zu den Milizen und meldete, dass das Werk und das Antriebsrad von der Nähmaschine fehlen. Das war im Gepäck versteckt und musste herausgegeben werden. Aber der Sohn Gotthard hatte das Schiffchen in seiner Jackentasche. Er schmiss es über den Straßengraben auf Welzels Feld. So nützte den Polen die Maschine nichts. Mir hatte Gotthard Marwan geraten, aus jeder unserer Maschinen ein Rädchen herauszunehmen, dass die Polen nicht damit fahren können. Ich sagte ihm bald, dass ich das nicht tun werde, auch wenn wir nie mehr zurückkommen. Die anderen Tassauer wurden von ihren Hofpolen zum Bahnhof Lewin gefahren. Es war ein bewegtes Abschiednehmen, wusste doch niemand, wo die Fahrt hinging, ob wir uns jemals wieder sehen werden. Jeder Deutsche musste eine weiße Armbinde tragen, wenn wir außer Haus

gingen. Nach etwa 14 Tagen erhielten wir von Welzel Josef ein Brieflein aus der damals britischen Zone, er hätte sich mit der Armbinde den Arsch abgeputzt!

Im Sommer 1946 hatten wir viel auszuhalten. Wir wollten doch alle Arbeiten so machen, wie wir es gewohnt waren. Der Pole im Auszugshause arbeitete nichts. Hatte er wieder mal etwas Butter und einige Eier beieinander, musste ich ihm ein Pferd anspannen, mit dem er nach Bad Kudowa fuhr. Jedes Mal kam er besoffen heim. Wir nannten ihn Stoffel. Anfang Juli kam die Miliz mit einem Flintenweib. "Franjo", etwa 22 Jahre alt. Ihr Bruder, etwa 17 Jahre, kam mit. Wir mussten in die Dachkammern übersiedeln. Ein Kanonenofen wurde aufgestellt. und mit viel Mühe Ofenrohre bis in den Schornstein geleitet. Auf diesem Ofen hat Trudel die kargen Mahlzeiten zubereitet. Es war jeden Tag dasselbe. Zuerst Pellkartoffeln, dann ein Topf Magermilch. Brot gab es wenig, meist nur von Gerste und Hafer, die wir, wenn die Luft rein war, mit der Schrotmühle klein machten. Das fertige Brot fiel beim Schneiden auseinander, dann haben wir die Brocken und Krümel mit dem Löffel zusammen gekratzt. Selten hatten wir etwas Quark und noch seltener ein wenig Butter. Dann haben wir etwas Salz auf die Kartoffeln gestreut. Als das Speisesalz alle war, nahmen wir Viehsalz auf die Kartoffeln. Eines Tages kam Nachbar Josef Welzel nach etwas Salz, wir konnten ihm nur Viehsalz geben!

Als wir aus Küche und Schlafstube raus mussten, hatte uns die Miliz zugesichert, dass wir auf dem Küchenherd kochen und das nötige Wasser in der Küche holen dürften. War aber das Flintenweib schlecht gelaunt oder nicht daheim, holten wir Wasser aus dem Kuhstall. Es war ja dasselbe.

Jede der drei polnischen "Besitzer" hatte zwei Kühe zugeteilt erhalten. Es waren ja nur noch sechs Stück da! Das Flintenweib wollte von mir wissen, welche Kuh die meiste Milch gab oder in Kürze kalben wird. An Hand des Deckregisters, in dem die Nr. der Ohrmarken der Kühe und der Fettgehalt der Milch, nach der jahrelangen Milchkontrolle, eingetragen waren, nahm sich Franjo die zwei besten Kühe. Auch den Zuchtbullen erhielt sie zugeteilt. Die letzte Zuchtsau hatte Stoffel im Auszugshaus erhalten. Dazu eine interessante Begebenheit... Eines Tages kam die Frau von Stoffel bei uns die Treppe rauf und rief: "Pan, Pan, Swinja!" Ich ging mit ihr zum Saustall und machte den Riegel los davon. Sie Sau lief im Galopp in den Schweinestall zum Eber. Der schnupperte ein Weilchen und deckte sie. Noch ehe wir raus waren, kam das Flintenweib dazu. Sie ließ die Sau nicht eher raus, bis die Stoffelfrau ihr 200 Zloty Deckgeld gab. Pole gegen Pole!

In der Heu- und Getreideernte hielt sich Stoffel einen polnischen Mann als seinen Knecht. Er selber, seine Frau und auch das Flintenweib waren nur auf sich selbst bedacht. Der 17-jährige Bruder von Franjo war der einzige, der mitmachte und die Arbeiten auch verstand.

Mein Vater hatte ein Zimmer für sich, am Heustall, nach dem Teich zu. In dieser Stube hatte er auch die schöne Wanduhr, den Regulator. Den wollte das Flintenweib durchaus haben. Ich verteidigte meinen Vater, schob das Weib zur Tür raus, machte von innen zu. Bald kam Trudel mit der Nachricht, dass Stoffel mit einem Beil kommt. Da hat mein Vater dem Flintenweib den Regulator gegeben. Unsere Gardinen aus Schlafstube und Küche erhielten

wir zurück, da Franjo viel schönere irgendwo erwischt hatte. Sie war jetzt prima eingerichtet.

Der erneute Auftritt mit dem Flintenweib hat mir arg zugesetzt, habe Schwindelgefühle, Kopf- und Magenschmerzen. So kann ich nicht mehr arbeiten. Das erzählte ich dem alten Polen. Mein Vater und die Familie müssen doch essen, auch wenn ich vorläufig nicht arbeiten kann. Er sagt mir, dass alle Essen erhalten müssen und weiter, dass eine polnische "Schrift" besagt, dass auf jeder Wirtschaft nur noch ein Pole bleiben soll und zwar der zuerst da war.

Im "Grünen Tal", Gasthaus Migula, an der Tassauer Mühle, aber drüben, hätte ein tschechischer Major gesagt, dass die Polen sowieso in vier Wochen raus müssen, das Glatzer Land erhält die Tschechei. Das hatte mir auch ein junger Mann an der Borawaer Grenze gesagt, als ich auf unserem Felde mit den Pferden dort arbeitete. Einen tschechischen Grenzposten sprach ich mal in tschechisch an. Er gab mir klar deutsch Antwort und nannte mich beim Namen. Auf meine verwunderte Frage antwortete er: "Bevor die Tschechei Protektorat wurde, habe ich hier Dienst getan und oft mit ihrem Vater gesprochen. Kommen sie doch zu uns, machen sie es wie ihr Schwager Sellený! Wenn sie eine Bescheinigung vom Vorsteher in Borawa bringen, dass sie in der Hitlerzeit nicht gegen die Tschechen unternommen haben, gibt ihnen das Glatzer Komitee in Nachod die Berechtigung für einen Hof bei uns, wo ein Sudetendeutscher drauf war. Dann können sie auch ihre Pferde und das Weidevieh mitbringen. Von der Grenze aus haben sie unseren Schutz!!! Ich wusste aber schon, dass Trudel keine Lust hatte, zu den Tschechen zu gehen, genau wie ich auch. Tschechische Partisanen hatten uns ja um Hofe schon genug traktiert. Sie benahmen sich schlimmer als die Russen. Mein Vater wollte in dem Tumult nicht mehr hier bei uns bleiben. Mit meiner Schwester Anna, die ja auch aus ihrer Schmiede raus war, hatte ich vereinbart, dass der Vater zu ihnen kommen durfte. Mein Schwager, Gerhard Hoffmann, hatte mehr zu essen als wir auf dem Hofe. Gerhard war Schlosser und verstand vom Elektrischen viel. Er reparierte für die Polen Autos und Radios und ließ sich dafür nur Lebensmittel geben für seine Arbeiten.

Schwager Josef Sellený mit Familie war nachts von seinem Hofe in Schnellau in die nahe Tschechei geflüchtet. Wir trafen uns manchmal Sonntag nachmittags an der Borawaer Grenze an unseren Feldern. Dabei vereinbarten wir, dass mein Vater zu ihnen kommen sollte, wenn auch Schwager Gerhard Hoffmann raus muss. Um dem Sellený etwas zu helfen, beschlossen wir, eine Kalbe von uns zum Borawaer Fleischer Cap zu bringen. Sellený sollte ihm Bescheid sagen. Am Sonntag, 18. August 1946, war die Luft rein! Das Flintenweib, ihr Bruder und auch Stoffel mit Frau waren bei Marwan zur Tanzmusik bei einer Ziehharmonika. Wonsowicz hatte in seiner Stube Licht. Trudel und ich halfterten die einzige noch vorhandene Kalbe an, ca. 9 Zentner schwer und führten sie hinter unseren Koppeln auf den Nachbarwiesen weg. Das Tier ging aber sehr schlecht. Ich holte aus dem Schuppen etwas Kali und hielt es der Kalbe vors Maul. Da ging es schnell weiter. Als wir über der Grenze waren, war uns schon wohler.

Im Dorf Borawa war großer Trubel. Vor dem hell erleuchteten Gasthaus standen eine menge, meist junge Leute. Es sah aus, als hätten sie auf uns gewartet, um uns zu begrüßen. Einige Häuser weiter und wir waren beim Fleischer. Trudel und ich waren froh, dass wir

endlich da waren. Beim Fleischer war alles dunkel. Ich klopfte ihn aus dem Bett. Vor der Tür sagte er, dass er die Kuh heute nicht nehmen kann, es käme Kontrolle, da werden Fleisch und Wurst gewogen und das vorhandene Schlachtvieh aufgeschrieben. Wir konnten das Tier aber auf keinen Fall wieder heimführen. Da rief Cap seine Frau. Sie ging in ein kleines Nachbarhaus, dort stellten wir die Kalbe ein. Wir vereinbarten einen Preis von 6000,- Kronen. Aus amerikanischen Spenden, die der Fleischer und jedes Geschäft erhalten hatten, gab er uns einige Büchsen Fleisch und Wurst. Das andere Geld blieb zur Verrechnung mit Sellený für meinen Vater.

Daheim verwahrte Annelies Müßig, die ehemalige Kindergärtnerin, unsere Kinder. Sie war schon in großer Sorge, weil wir so lange weg blieben. Ich trug der Annelies auf, morgen früh, wenn sie die Kühe vom alten Polen melken sollte, ganz aufgeregt zuerst uns das melden sollte. So tat sie es auch. Ich gleich runter zum alten Polen. Wir besichtigten beide die Türriegel. Alles in Ordnung! Wonsowicz telefonierte gleich zur Miliz nach Lewin und das Flintenweib fuhr mit dem Fahrrad dorthin. Zwei Tage später kamen einige Milizer, die mit Wonsowicz den Stall besichtigten. Ich war beim Mistladen und wurde nicht gefragt. Als sie fort waren, sagte mir Wonsowicz, ich soll Freitag Vormittag nach Lewin zur Miliz kommen.

An diesem 23.8.1946 ging ich um 6 Uhr weg und im Schwesternhaus zur Hl. Messe und Hl. Kommunion. Auch mein Vater war dort. Von daheim hatte ich in einem Rucksack etwas für den Vater mitgebracht, das ich zu meiner Schwester trug. Dann ging ich zur Miliz. Sie war einquartiert in dem Backsteinbau von Maurermeister Blau. Als nach langem Warten der Kommandant kam, sagte er nur immer dasselbe: "Du mir sagen, er große Kalb zapzarapp!" "Wenn Du nicht sagen, morgen nach Glatz, dann nach Breslau!" Ich hatte mir fest vorgenommen, nichts zu sagen, uns hatte ja niemand gesehen mit der Kalbe. Der Trudel hatte ich gesagt, als ich weg ging: "Falls jemand kommt, ich hätte was gesagt, etwas eingestanden, sage nichts, Du weißt nichts!" Tatsächlich war ein Zivilist mit einem Motorrad in Tassau bei ihr mit diesem Argument.

Ich saß zusammengekauert auf dem alten Sofa, mir gegenüber der polnische Kommandant. Als er aus mir nichts herausbrachte, versuchte er, mich mit einer Pistole einzuschüchtern. "Wenn Du nichts sagen, ich Dich totschießen!" Er legte die Waffe vor sich auf den Tisch gab mir eine Zigarette und zehn Minuten. Die Zigarette drückte ich gleich aus. Immer wieder erinnert er mich an die Zeit: "Noch sieben Minuten, noch fünf, noch drei, noch zwei Minuten." Dann ruft er drei Soldaten mit Gewehren. Ich muss mit in den Hof gehen. An einem Schuppen muss ich mich gegen die Sträucher stellen mit dem Gesicht. Ich bin schon lange am leisen Weinen. Hinter mir höre ich, wie die Gewehre entsichert werden. In meiner Hilflosigkeit sage ich noch, die Hände vor dem Gesicht: "Lieber Gott hilf mir!" Der Kommandant sagt dann zu seinen Leuten auf Polnisch: "Won nicz ne wi!" Das ähnelt dem Tschechischen und heißt: "Er weiß nichts!" Einer dreht mich mit einem Ruck um. Auf dem Wege über den Hof bekomme ich Fußtritte ins Gesäß, auf den Rücken und Ohrfeigen. Im Büro muss ich mich über einen Stuhl legen und bekomme noch einige Schläge mit dem Stock. Dann soll ich mir die Schuhe ausziehen. Man wollte mir wohl die Füße zerschlagen. Vor lauter Aufregung konnte ich die Schuhe nicht ausziehen. Da ließ man mich in Ruhe. Mein Vater brachte mir von Anni Butterbrote. Das war auch gut, ich hatte schon mächtig

Hunger. Um 6 Uhr darf ich "nach Hause gehen, arbeiten", wie ein polnischer Soldat klar Deutsch sagt. Ich war dann bei Anni und wankte heimwärts. Das Flintenweib, die an diesem Tage ihre standesamtliche Trauung hatte, musste über Nacht bei der Miliz bleiben. Sie stand im Verdacht, vom Diebstahl der Kalbe etwas zu wissen.

Am nächsten Tage habe ich nichts tun können. Sobald ich aufstand, wurde ich schwindlig, hatte Kopfschmerzen und die Augen brannten. Ich schreibe zwei Briefe, an den polnischen Kommandant in Glatz und an den Wojwoden in Breslau. Es hat sich aber nach diesen Schreiben nichts geändert.

Ich wollte bei Spatas Polen, Korowicz, sechs Zentner Saatroggen tauschen. Er will nichts säen, will bei den Banditen nicht bleiben! Schon öfters hat er in Lewin gemeldet, was für Zustände auf den Höfen herrschen, wenn die ein paar Kilo Butter oder einige Liter Schnaps erhalten würden, wäre schon Ordnung! Wenn er für Wonsowicz oder für mich tauschen sollte, hätte er es schon getan.



# Die Vertreibung aus der Heimat



Am 11.10.46 kam die amtliche Nachricht, für morgen 8 Uhr bereithalten! Wir fangen bald an zu packen. Für vier Tage sollen wir Essen mitnehmen. Dem polnischen Ehepaar Hutta, bei Marwan, gab ich allerhand Waren, u.a. unseren Kinderwagen, fünf Rollen Bindegarn, zehn Pfund Nägel, Schuhfett, die Wirtschaftsbücher, Ersatzteillisten vom Binder und Heuwender, Familienchronik und zwei Fotoalben. Die beiden letzteren hätten wir mitnehmen können, wir hätten sie durchgebracht! In dieser Nacht haben wir kaum geschlafen. Um 8 Uhr kam die Nachricht, dass es heute nicht fortgeht! Erst dann ging Mama schlafen. Gegen Abend kommt der Befehl "Morgen früh alles fertig zur Abreise!" Jeder sollte nur 40 kg Gepäck mitnehmen, ohne Fuhre! Auf meine Beschwerde hin, wurde uns Fuhre erlaubt. Unsere Kinder konnten doch unmöglich 40 kg fortbewegen. Und wir Eltern wären auch nicht weit gegangen damit. So bauten wir noch bei Hoflicht einen Erntewagen an.

Sonntag, 13. Oktober 1946:

Die Kommission kommt rauf in unsere Dachkammern. Als wir unsere Klamotten raus hatten, verschließen und verkleben die Herren die Türen. Reron, bei Hasler, sagt, da kommt Wehrmacht rein. Die Schorlene (die Taubstumme) hatte ihre Sachen auch bei uns, wir nahmen sie auf unserem Wagen mit. Auch von Prause Anton, den die Polen auf den Hof von Nachbar Josef Welzel beordert hatten, luden wir das Gepäck auf unseren Wagen. Der Staschek, Bruder von Flintenweib, fuhr uns. An diesem Tage war Lewiner Kirmes. Als wir bei Oma vorbeifuhren, brachte sie uns Kuchen. Hinter der Johanneskapelle geht es bergauf. Dort mussten die Kinder und die Schorlene absteigen, sonst hätte Staschek die Pferde abgespannt. Am Lewiner Bahnhof waren schon Leidensgefährten aus den anderen Dörfern anwesend. Wir luden die Sachen ab. Für mich war der schwerste Abschied der von den Pferden. Ich habe beide weinend umarmt! Erst am Nachmittag kamen die Waggonen. Wir luden ein, alle Tassauer, 35 Personen samt ihrem Gepäck in einen Viehwagen. Unsere Truhe, an die der Zahlten-Tischler vier Rädchen gemacht hatte, stellten wir an die Schiebetüren, als Tisch für alle. Die Lok holte dann noch aus Sackisch die Waggonen. Es waren nun 32 Stück! Die Lokomotive zog diese Last nur bis hinter den Tunnel, wo es dann steil wurde, ging es nicht mehr weiter. Langsam wurde der Zug zurück zum Lewiner Bahnhof gefahren und die Hälfte der Waggonen abgehängt. Uns fuhr man bis Bahnhof Reinerz. Nach zwei Stunden war endlich der Zug wieder vollständig. Es war unterdessen Nacht geworden. Wir fuhren bis Glatz- Hauptbahnhof. Im Wagen suchte sich jeder einen Winkel zum Schlafen. Anderen Morgen haben die Frauen neben den Bahnschienen Mehlsuppe oder sonst was gekocht.

Am Nachmittag wurden wir zurück zum Stadtbahnhof gefahren. Wir waren vorn im vierten Waggon und so war unser Gepäck weit draußen abgeladen worden. Alles musste zur Kontrolle ins ehemalige Finanzamt. Mit viel Mühe schleppten wir das ganze Zeug bis ans

Bahnhofsgebäude, trugen es mühsam über die Böschung und reichten es über den Zaun. Auf dem Bahnhofsvorplatz sollte es von Fuhrwerken abgeholt werden. Diese standen bereit, wollten aber viel bezahlt haben. Da habe ich gewartet, bis einer beordert wurde, uns gratis zu fahren. Es hieß, bei der Kontrolle wird das polnische Geld alles abgenommen. So kaufte ich dafür, was es gerade gab, Brot, Bonbon, Schnaps. Im Hofe des Finanzamtes lagen viel Vertriebene herum. Wir mussten unsere Sachen in ein Zimmer räumen und übernachten. Hasler Paul und Kastner Robert wurden abends noch abgefertigt und konnten weiter reisen. So kamen wir auseinander.

Am Dienstag. 15.10.1946 mussten wir unsere Sachen wieder ca. 200 Meter vor das Eingangstor schaffen. Nach einer Stunde begann die Kontrolle, familienweise, bei 16 Tischen zugleich. Uns wurde folgendes abgenommen: ein Paar fast neue Skischuhe, von Trudel die Fuchsboa und Kleiderstoff. Bei uns war Christa Welzel, Nichte von Trudel aus Heidau, Kreis Ohlau. Sie hatte Schwager Hubert am 2. Juli dort abgeholt. Ihre Geschwister waren schon mit anderen Familien weg. Von Christa nahmen sie auch ein Paar Schuhe. Von Annelies Müssig nahmen sie einen Mantelstoff. Annelies hatte meinen schwarzen Wintermantel an. Bei der Frauenkontrolle in einem Zimmer nahmen sie den Mantel weg und damit auch das Hartgeld in der Manteltasche fort. Der polnische Beamte sagte in klarem Hochdeutsch: "1939 bin ich von den Deutschen kontrolliert worden, jetzt tue ich es bei Deutschen." Nach der Kontrolle wieder stundenlang warten. Gegen Abend wurden wir endlich zum Bahnhof gefahren. Wir kamen in Waggon Nr. 4. Jeder hatte seine Nummer sichtbar zu tragen. 53 Wagen wurden zusammen gestellt, in jedem wieder 35 Personen. Wir hatten diesmal einen größeren Wagen erwischt. Das Gepäck wurde von Prause Robert und Trudel gut gestapelt. Als es schon finster war, fuhren wir endlich los. Öfters wurden wir auf einem Nebengleis abgestellt, die Maschine weg. Auf der letzten polnischen Station, Teublitz, mussten wir raus und wurden gegen Läuse eingepudert. Läuse hatte aber niemand von uns, erst hinterher hat es am ganzen Körper gejuckt!

Auf der ersten deutschen Station Forst, Niederlausitz, russische Zone, bekamen wir Essen. Die Polen verschwanden. Wir konnten unsere Waggonnummern abmachen. Es hieß: "Hier seid Ihr keine Sträflinge, hier seid Ihr freie deutsche Menschen!" Die Fahrt ging über Magdeburg nach Blankenburg (Harz). Am 19.10. kamen wir dort an. Auf freier Strecke wurde unser Gepäck ausgeladen, wir mussten sehen, wie wir weiter kamen, Fuhrwerke waren nur wenige da, die Bauern waren in der Hackfruchternte. Unser Gepäck fuhren wir auf einem vierrädrigen Handwagen mit Gabeldeichsel in das uns zugewiesenen Barackenlager Lessingplatz, eine halbe Stunde vom Bahnhof, in einem schönen Kiefernwald. Dort konnten wir endlich mal baden.

Sonntag, 20.10., mussten die Waggonnummern 2 -17 wieder umsiedeln. Den ganzen Tag lag das Gepäck zur Abholung bereit. Erst im Finstern kam ein Trecker mit Anhänger, der uns zur Schlosskaserne der Stadt Blankenburg brachte. In den großen Soldatenräumen stehen wohl noch die Pritschen, aber keine Bretter drin, auch sonst ist nichts da als Schlafgelegenheit. Wir legen uns auf unsere Klamotten. Am anderen Morgen gab es Kaffee, mittags Eintopf mit Kohlrüben und abends wieder Kaffee.

Am nächsten Tag kommen noch ca. 800 Vertriebene aus der Grafschaft Glatz, so sind 1500

Personen hier! In unserer Stube waren etwa 15 Personen. Wir besorgen einen eisernen Ofen und suchen Holz im nahen Obstgarten. Jeden Tag erhielten wir einen Eimer Braunkohle. Das elektrische Licht brannte nicht. Erst am nächsten Tag wurde es von unseren Leuten in Ordnung gebracht. Öfters spielten wir Skat.

Montag, 28.10.'46, Untersuchung vom Lagerarzt. Trudel hat eine Art Stoppelblatter an einer Krampfadern und muss alle Tage ihr Bein verbinden lassen. Gotthard hat einen Hodenbruch, erhält Überweisung ins städtische Krankenhaus.

30.10., ich muss zum Lagerführer kommen, da es nicht möglich ist, eine zu große Familie, mit Oma und Christa neun Personen, in einer Wohnung unterzubringen.

Nach einigen Tagen erhalte ich Zuweisung in die Neue Halberstädter Straße Nr. 6, Haus Mühlmann, bei Ehepaar Alberti. Nach einigen Einwendungen (wenig Platz für so viele), mussten sie uns schließlich die angegebenen Räume überlassen, wir sollten ihnen aber eine Zeit lassen. Inzwischen ehe ich zu Bauer Striebing, Mewesstr. 62, arbeiten. Mit seinen Pferden muss ich mal auf die Felder, dann mit ihm Brennholz machen im Walde. Er hatte drei kleine Pferde, denen ich zu jeder Fütterung Zuckerrüben geben musste. Ich fragte ihn, Ob er mir einen Eimer voll überlassen könnte. "Nein, wir müssen zuviel abliefern!" Jeden Tag hatte ich die Winterjacke mit den geräumigen Mufftaschen dabei. Darin nahm ich jeden Abend etwa zehn Zuckerrüben mit heim zu Sirup.

Am 15.11.1946 zogen wir aus der Kaserne aus und im Hause Mühlmann ein. Abends zuvor hatte ich mit Schwager Hubert einige Schränke umgeräumt. Mit Striebings Pferden fuhr ich zweimal unsere Sachen. Als Räume hatten wir: Schlafstube, Wohnstube, beide heizbar, eine Dachkammer und Küchenmitbenutzung bei Albertis. Fünf Bettstellen hatten wir zur Verfügung. Nächsten Tag, einem Sonnabend, erledige ich bei den Behörden die notwendigen Formalitäten. Zum Schluss mit den Papieren zur Kartenstelle wegen den Lebensmittelkarten. In dieser Zeit hatten wir viel Sorgen mit der Winterfeuerung. Jeden Abend haben wir Holz klein gemacht. Ich hatte einen Kohleschein für 20 Zentner Rohkohle und 4 Zentner Briketts erhalten. Beim Händler war Kohle nicht da, Briketts gesperrt! Brikettbrocken und Staub durfte ich einsacken für 1,20 Mk. An der Rübeler Straße hatten Albertis und wir vom Forstamt Holzscheine erhalten. wir sägten Kiefernbaumchen ab, die durch Gewehrschüsse verletzt waren. Zwei Meter für uns, einen für die Stadt setzten wir auf. Ein Fuhrmann holte uns alles rein, auch das Stadtholz! Da ich ab 5.12. nicht mehr bei Striebing war, konnte ich jeden Tag im Holz arbeiten. Auch Trudel ging oft mit.



Ehepaar Alberti

Inschrift auf der Rückseite: Es grüßen Euch Lieben Eure Blankenburger Freunde Gretel und Wilhelm Alberti ( aufgenommen 1968). Das Bild ist für die ganze Familie!

Schwager Hubert war für kurze Zeit mal in der britischen Zone. Bei Tanne, an der Zonengrenze, nahm ihm ein Russe die Uhr, Taschenmesser und Lederhandschuhe ab. Ich gab dem Hubert eine Uhr von mir, da ich zwei hatte. Hubert brachte Trudels Schwester Marichen mit, die in Rehburg wohnte. Da ich in keinem Arbeitsverhältnis stand, bekamen wir keine Lebensmittelkarten. Jeden Abend brachte ich einen vollen Rucksack Brennholz mit. Einmal wies mich der Fahrer zurück, ohne Holz dürfte ich mitfahren. Als letzter stieg ich ein mit dem schweren Holzsack. Die Kinder holten mich mit dem Rodelschlitten am Bahnhof Westend ab. Wir arbeiteten auf dem Bahnhofsgelände in Hüttenrode, je zwei Mann schnitten verschiedene Grubenholzlängen. Jeden Morgen mussten wir erst die Stapel vom Schnee frei machen. War Schneetreiben, dass wir im Freien nicht arbeiten konnten, machten wir uns im Wartesaal an den Ofen und warteten ab.

Vom 29. Januar 1947 an musste ich mit der Holzfällerkolonie mit zum Silberberg gehen, hoch über Blankenburg. Im tiefen Schnee waten wir eine Stunde hintereinander und jeder war schon müde, ehe er die schwere Arbeit anfing. Ohne Schnee wären wir in 15 Minuten im Walde gewesen. Jeder Baum musste erst freigeschaufelt werden, ehe wir sägen konnten. Der Baum fiel in den tiefen Schnee, so mussten wir wieder schaufeln, dass wir Längen schneiden konnten. Mit der mageren Kost geht es mit mir nicht weiter. Mit Kartoffelsuppe, vier schmale Schnitten, dazwischen Erbsen, kein bisschen Fett! In allen Gliedern zwickt es, die Beine zittern, habe Kopfschmerzen. Am 3. Februar gehe ich zum Arzt, Ischias und Magenschmerzen. Da sagte Dr. Haubner: "Im Magen haben wir es alle!"

Ich wollte gern beim nahen Stadtgut arbeiten, da wäre ich als Landwirt doch in meinem

Beruf. Deswegen war ich auch beim Arbeitsamt. Zuvor hatte ich mit Herrn Sentner, Chef vom Stadtgut, gesprochen. Falls mich das Arbeitsamt überweist, kann ich bald antreten. Die Röntgenuntersuchung hatte ein gutes Ergebnis: "Sie sind gesund wie ein Fisch im Wasser!" Ich war froh darüber. Meine Magenbeschwerden, Schwindelanfälle und Beinschmerzen waren eben eine Folge von magerem Essen, schwerer Arbeit und dem Schneegewate, jeden Tag dasselbe. Als ich beim Arbeitsamt merkte, dass sie mich behalten wollen als Holzfäller, sagte ich schroff heraus: "Ich will in meinen Beruf, Herr Sentner nimmt mich morgen schon an!" So erhielt ich, nach langem Krankfeiern, am 8. April 1947 die Zuweisung als Landarbeiter auf Stadtgut. Gleich gehe ich hin, erhalte Auskunft über die Entlohnung, je Stunde 61 Pfennig, täglich  $\frac{1}{2}$  Liter Milch,  $\frac{1}{2}$  Pfund Kartoffeln, diese aber erst nach der Ernte! Am 10.4. fing ich da an.

Öfters bin ich, als ich am Krankfeiern war, mit Oma in die Frühmesse gegangen. Hatten die Mädels mal keine Schule, gingen auch sie gern mit in die Kirche. Die Mädels übten damals in der Kirche singen.

Beim Stadtgut hatte ich gleich die ersten Tage schwere Knochenarbeit, Buchenholz hacken, Ställe ausmisten, Kunstdünger von den harten Haufen mit der Kreuzhacke locker hauen. Am 12.4. bekam ich ein Pferdegespann und konnte auf dem Felde arbeiten. Ich hatte nichts zum Essen dabei. Der Kutscher Fritze gibt mir seines, Graupe mit Kartoffeln und Fleisch! Gerne hätte ich weiter mit Pferden gearbeitet, musste aber nach einigen Tagen wieder harte Arbeit tun. Meine Hände schmerzten sehr. Als sie sogar anschwellen, ging ich zum Arzt. Er schrieb mich wieder krank! Einreibung und Bandagen.

Trudel, Schwager Hubert und ich besuchten in dieser Zeit mal unseren lieben Pfarrer von Lewin, Hermann Jünschke, in Hüttenrode. Er hatte nur ein kleines Zimmer, in dem er mit seiner ehemaligen Haushälterin wohnen musste. Zwei Betten, dazwischen ein Tisch. Die Kleidung hing an der Tür oder lag in einer Ecke. Während Trudel sich mit der Wirtschafterin unterhielt, spielten Hubert und ich mit dem Pfarrer Skat. Dann lud er uns in Dorfgasthaus zu einer Tasse Kaffee ein. Pfarrer Jünschke hatte sich über unseren Besuch sehr gefreut. Er machte auch mal in Blankenburg zehn Tage Vertretung, als unser Pfarrer verreist war. Pfarrer Jünschke besuchte uns auch in der Neuen Halberstädter Str. Nr. 6. Er war sehr hinfällig geworden, sehr mager. Er hatte eben auch wenig zum Essen!

In der Zeit des Kartoffelsetzens hatte ich jeden Tag den kleinen Rucksack mit, in dem Gotthard den Nachtopf trug, als wir von Tassau weg mussten. Einmal musste ich zum Dominium Bansdorf mitfahren, Kartoffeln aufladen. Dabei fragte ich den Woska, der im Keller dabei stand, ob ich mir einige Kartoffeln nehmen dürfte. Er konnte es nicht erlauben. dann, als er mal weg war, machte ich mir das Säckchen voll und trug es zum Kutschersitz. Den größten Fang machte ich aber, als wir mit den Gespannen am Stadtgut Frühstückspause machten. Einige Male habe ich das Säckchen vom Wagen aus gefüllt und unter die Ziersträucher gekippt. Die Mädels trugen sie mit großer Freude ins Haus. Einen Teil der Kartoffeln mussten wir in den Keller im Stadtgut tragen. Jeden unbewachten Augenblick nutzte ich, um durchs Kellerfenster Kartoffeln auf den Rasen zu schmeißen. Ursel und Maria holten sie später mit Eimern ins Haus. Als ich mal im Hofe beschäftigt war, holte ich aus dem Schweinedämpfer einige von den größten Kartoffeln. Hinter mir schrie der

Schweinemeister: "Wenn das jeder machen würde, hätten die Schweine nichts zu fressen!" Ich habe aber weitergemacht, hatte so 1 ½ Pfund. Und bei dem Bauer Striebing, wo ich einige Wochen gearbeitet hatte, haben wir Kartoffeln geholt - gestohlen! Trudel, Herr Alberti und ich waren dreimal dort im Keller, im Hinterhof. Auch Schwager Hubert war mal mit. Wir rafften von den dicken Kartoffeln soviel in jeden Sack, was jeder tragen konnte. Striebing hatte einen scharfen Hofhund frei herum laufen, so mussten wir dann nach Kartoffeln gehen, wenn der Wind vom Hunde herkam. Es ging immer gut. Die Säcke mussten wir über die Mauer zum Nachbarn heben, von der Seite waren wir auch eingestiegen. Als die Leute aus dem Kino kamen, gingen wir mit den Säcken heim. Mit Alberti ging ich im Finstern in den ehemaligen Park, der jetzt meist mit Gemüse bepflanzt war. Ich hatte den großen Rucksack mit. Zuerst gingen wir mal die ganzen Gänge durch. Es regte sich aber nichts. Da fingen wir an zu sammeln. Ich rupfte einfach die Erbsen mit dem Kraut in den Sack. Dann ertappten wir noch Mohrrüben. Diese waren sehr klein, es hatte lange nicht geregnet. Glücklicherweise daheim, hat Oma gleich die Erbsenschoten in der Waschküche abgepflückt. Öfters sagte Oma, wir sollen dich nicht stehlen gegen. "Was sollen denn die Kinder denken, was wird aus ihnen?!" Aber wir haben alles nur getan, weil wir Hunger hatten, nie recht satt wurden. Ich habe alles mal dem Pfarrer in der Beichte gesagt. Seine Empfehlung: "Beten wir, dass sich diese Hungerzeit zum Guten wendet!" Ende Juni waren die Erbsen reif. Etwa 30 Frauen pflückten, auch Trudel. Sie hatte den einen Tag 245 Pfund und erhielt dafür über 48 Pfund. Auch Ursula war mal mit. In dieser Zeit haben wir jeden Tag 10 Stunden und länger gearbeitet.

Am 6. Juli 1947 war Marias Erstkommunion. Gotthard war in dieser Zeit etwa 14 Tage im Krankenhaus wegen Hodenbruch. Am 7.7. wurde er entlassen. Mit Schwager Hubert hatte ich geplant, nach Westen zu gehen. Nach Feierabend ging ich zum Chef vom Stadtgut, sagte ihm, ich hätte von meiner Schwester ein Telegramm bekommen, dass mein Vater schwer krank ist. "Wo wohnt Ihr Vater?" Ich sagte ihm, in der Nähe von Hannover! Das war aber nicht wahr. Mein Vater war bei Schwager Sellený in Dolný Rybniky, bei Nachod, Tschechei! Sentner sagte: "Gott oh Gott, jetzt wo die Wintergerste reif ist, fehlt jede Kraft. Wie lange sind Sie weg?" Ich sagte, so vier bis fünf Tage.

Am 10.7. fuhren wir bis nach Tanne. Von dort nach Braunlage waren die Bahngleise verrostet und mit Unkraut verwachsen. Kein Zug fuhr mehr! Nach einigen Kontrollen waren wir mit dem schweren Gepäck nach über einer Stunde Fußmarsch, bei großer Hitze, endlich in der britischen Zone. Wir hatten einige Gänge zu erledigen bei Behörden, wollten Aufenthaltsgenehmigung. Für ein Stück Brot von Hubert gab uns der Lagerleiter die Aufenthaltsgenehmigung! Nach längerem Warten und öfterem Umsteigen kamen wir in Rehbürg an. Dort war meine Schwester Friedel und Huberts Schwester Marichen mit ihren Familien. Wir übernachteten in Rehbürg und fuhren am nächsten Tag zu Trudels Bruder Josef, der in Neuenheerse bei evangelischen Schwestern als Gärtner war. Hubert nimmt die Gelegenheit wahr, fährt mit einem Auto nach Bremen. Er will dort die Leute besuchen, bei denen er im Kriege gewohnt hat. Am nächsten Tag, 14.7., war Hubert wieder zurück aus Bremen. Er hat unterwegs einen Handel gemacht - für eine Flasche Schnaps 100 Feuersteine! Keiner taugte etwas! Es waren Stückchen von Fahrradspitzen!

Nach einigen Besprechungen entschließen wir uns, nach Bettenhausen zu fahren. In einem

Kloster der Salesianer ist Trudels Vetter, Richard Hauffen (Sackisch) Präfekt. Eine größere Landwirtschaft soll dabei sein. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und bewirtet und blieben über Nacht. Richard hat aber vor einigen Tagen eine sudetendeutsche Bauernfamilie eingestellt. So war auch hier keine Bleibe für mich. Richard wollte uns zum Bahnhof fahren, hatte aber die Pferde nicht da. Wir erhalten einige Reisebrote. Mit einigen Zugverspätungen, herumsitzen in der großen Hitze, telefoniere ich Schwager Josef in Neuenheerse an. Er holt uns mit dem Pkw zu sich. Da nirgends eine Möglichkeit besteht, eine Arbeit zu finden, geschweige für die ganze Familie auch Wohnung, bin ich fest entschlossen, sobald wie möglich nach Blankenburg zurückzufahren. Josef gibt mir den Rat, ich als Wachmann in der Strafvollzugsanstalt Westerntumke, bei Tarnstedt, zu bewerben. Über Bremen mühe ich mich, mit den bekannten Unterbrechungen, um dorthin zu kommen. Immer habe ich den schweren Rucksack mit der Arbeitskleidung bei mir. Auf den Bahnhöfen liegen die Menschen zum teil auf ihren Klamottenbündeln, ruhen sich aus, wollen weiter. Der Schwarzhandel blüht. Z.B. für eine 500 Gramm Brotmarke 12,- RM!

Am 18.7. war ich endlich dort im Büro in Westerntumke. Die erste Frage des Beamten war, ob ich eine Bescheinigung hätte über meine Entnazifizierung. Diese sollte jeder Bewerber haben, um sicher zu gehen, dass nicht eingefleischte Nationalsozialisten als Bewerber auftreten. Ich sage dem Mann die Wahrheit: "Ich war in keiner Partei!" Er darauf: "So sagt jeder!" Die sonstigen Bedingungen zur Einstellung als Wachmann waren annehmbar, aber die russische Zone, in der sich unsere Wohnung befindet, ist ein unüberwindliches Hindernis. So gehe ich wieder zurück. Vor der Abfahrt mit der Kleinbahn wollte ich mich rasieren lassen, da ich aber keine Seife dabei habe, wird nichts. Ich entschieße mich nach der Insel Borkum zu fahren, wo so viele Tassauer sind. An den Knöpfen meiner Weste zähle ich ab, ob ich fahren soll! Es heißt: Ja!

Von Emden aus fahre ich das erste Mal auf einen Schiff. Bei herrlichem Sonnenschein ist dies ein einmaliges Erlebnis für mich. Ich bin ausgehungert. Ein Mann gibt mir ein Stück Brot und Marken, dass ich eine Mittagsmahlzeit essen konnte. 46 km, drei Stunden Dampferfahrt. Am Hafen umsteigen in die Kleinbahn, die uns in die Ortschaft bringt. Am Bahnhof. Die Marichen, Frau von Welzel Josef ist mit ihren Kindern da. Sehr herzliches Begrüßen. Auf beiden Seiten große Freude übers Wiedersehen. Bei Welzel kann ich mich endlich wieder mal satt essen. Alle sind gut genährt. Dann zu Schwägerin Martha Hanisch. Sie ist über Tag mit ihren Töchtern Lenchen und Maria in Arbeit, esse bei ihnen noch mal! Wie ein Lauffeuer hat es sich rumgesprochen, dass ein Tassauer da ist. Sie wollen wissen, wie es bei ihnen daheim jetzt aussieht, seit sie im März aus ihren Häusern mussten. Einige Mal spiele ich Schafkopp mit Welzel Robert, Welzel Josef, Schleicher Ida, Scholz Oswald. Mit Schwägerin Martha Hanisch und ihren Töchtern Lenchen und Maria steigen wir die 300 Stufen hoch auf den Leuchtturm, können die ganze Insel übersehen.

Am 22.7.1947 war Firmung auf Borkum. Bischof Berning - Osnabrück kam auch ins "Flüchtlings"lager. Dort war ein Podium aufgestellt.  $\frac{3}{4}$  Stunde sprach der Bischof zu den Vertriebenen: "Wenn es in unserer Heimat die Berge waren, so sind es hier die Dünen und das weite Meer, an dem wir uns erfreuen können. Kein Staat hat das Recht, das Unrecht der Vertreibung nachzumachen. Wenn keine Einigkeit unter den Siegermächten, dann kein Friede!"

Am 24.7. mache ich mich wieder auf nach Blankenburg. Wie auf der Herfahrt sind die Züge überfüllt. Von Braunlage aus geht der Zug ja nicht weiter. Bei 35° Hitze mache ich mich auf den Weg, Richtung Zonengrenze. Einige Male setze ich mich an den Straßenrand auf den schweren Rucksack, bin sehr müde. Der Schweiß kommt durch die Ärmel meiner Jacke. Ein Bauer mit Traktor hatte Erbarmen, er nahm mich mit bis zu seinen Feldern an der Zone. Hinter der Grenze gehe ich auf der Straße weiter. Ein junger Polizist hielt mich an. Er lässt mich aber ungeschoren, als ich ihm erzähle, dass ich Arbeit suchte im Westen und im Rucksack Arbeitsklamotten habe. Kurz vor dem Bahnhof Tanne ließ ich mich rasieren. Ein russischer Soldat saß dort mit Karabiner. Auch er ließ mich in Ruhe. Es war kurz vor 11 Uhr. Der nächste Zug nach Blankenburg fuhr erst um  $\frac{1}{2}$  6! Kaufe zwei Flaschen Selter und esse trockenes Brot dazu. Dann lege ich mich neben dem Bahnhof auf den Rasen und schlafe bald ein. Erst um  $\frac{1}{2}$  7 kam der Zug. Um 8 Uhr war ich endlich am Westend-Bahnhof Blankenburg. Trudel, Ursel, Maria und Lenchen holten mich ab. Ich war ehrlich froh, wieder bei meiner Familie zu sein. Alle freuten sich sehr, dass ich soviel Brot mitbrachte. Meine Schwester Elfriede, die mit ihrer Familie in Rehburg in der britischen Zone wohnte, sandte uns zwei Pfund Mehl und Haferflocken. Mutti war wieder nach Kartoffeln aus in Langenstein. 16 Pfund Frühkartoffeln brachte sie, wohl noch sehr klein. Wir gaben die Hälfte der Schwägerin Gretl.

Am 26.7. stelle ich mich um  $\frac{3}{4}$  6 wieder bei der Arbeitskontrolle im Stadtgut an. Gleich entschuldige ich mich bei Herren Sentner für mein langes Fernbleiben. Er sagt: "Ich habe für Sie keine Arbeit mehr und in der Krankenkasse abgemeldet." Erst als der Betriebsrat Hartzler zu mir sagt: "Sie sind entlassen!" gehe ich heim und gleich zum Arbeitsamt. Das war heute geschlossen.

Ich helfe Trudel Bettstellen umbauen, da Frl. Mühlmann Besuch bekommt. Nachmittags gehe ich mit den Mädels Ähren auflesen. Oma macht auf dem Balkon gleich immer die Ähren auseinander. Weizen oder Gerste wird dann zweimal mit der Kaffeemühle gemahlen und davon Brot gebacken.

Einige Male war ich bei der Gewerkschaft um Rat, was ich tun soll. Darauf fing ich am 28.7. wieder auf dem Stadtgut an, meist Erntearbeiten. Das Getreide war meist lose, da kein Bindegarn zu kriegen war. Öfters bekam ich ein Gespann in die Hand.

Oma erhielt heute von ihrem Neffen Josef Kastner ein 20 Pfund schweres Paket aus Amerika. Mehl, Zucker, eine Büchse Fett, Bohnenkaffee und 40 Zigaretten. Die Freude war bei uns allen sehr groß. An der Gartenscheune, die etwas auswärts lag, luden wir losen Weizen ab, den Erntewagen außen, quer vor dem Tor. So kam es, dass da, wo die Getreidebüschel hinfielen, ein Haufen Weizenkörner lagen. Als der letzte Wagen weg war, holte ich meinen kleinen Rucksack, machte ihn voll Weizen. Das sah der Chef! Er stellte mich zur Rede. Ich sagte ihm, dass wir alle Hunger haben, neun Personen daheim, hier geht es sowieso kaputt. Da ließ er mich in Ruhe. An dieser Scheune war ein großer Gemüse- und Obstgarten. Jeden Abend ging ich nach Feierabend mit meinem Essgeschirr dorthin, pflückte allerhand Beeren und Sauerkirschen. Einmal, ich lag unter den dichten

Johannisbeersträuchern, kam ein Ehepaar mit einem kleine Hund. Dieser kam an mich heran, beschnupperte mich und ging still wieder weg. Einige Zeit blieb ich ruhig liegen, bis die Leute weg gingen.

In dieser Zeit gingen Trudel und die Mädchen fast jeden Tag Ährenlesen. Auf einem großen Getreidestoppel waren ich und noch ein zweiter Mann mit dem Pferderechen tätig. Erst dann durften die Leute aufs Stoppelfeld. Oft waren es mehr als Hundert. Da war für jeden nicht mehr viel zu fangen. Mit Ursel und Maria ging ich an die Waldränder, dort schnitten wir mit je einer Schere die noch stehenden Ähren ab, nur ganz kurze Dinger.

Die Landwirte hatten im Sommer 1947 ihre liebe Not mit dem Grünfutter. Durch die regenarmen Monate war überall wenig gewachsen. Wenn wir mit zwei großen Kastenwagen Futter holen sollten, kamen wir mit einer kläglichen Ladung auf Stadtgut. Es reichte nicht für das halbe Vieh, das auch durch die Russen sehr wenig geworden war. Anfang August ging es schon an die Rüben und ans Heu!

Am 7. August erhielt ich vom Arbeitsamt erneut die Einweisung ins "Harzer Werk", morgen Antritt, sonst Strafe! Ich sagte Herrn Sentner und dem Harzer Betriebsrat bald Bescheid. Sie können nichts daran ändern. So melde ich mich am nächsten Morgen bei der "Eisenhütte Bergbau Lothringen". Dort waren noch ca. 20 jüngere und ältere Männer. Nach einigem Hin- und Herschicken zu den einzelnen Büros, soll ich morgen antreten. Ich habe einige Schwarten und Leisten zusammen gebettelt und mache einen Kasten an Albertis Handwagen. Habe von einem Nachbar eine Säge geliehen zum Bretter schneiden.

Am 9.8. fing ich in der Eisenhütte an. Räumarbeiten. Ab nächsten Tag mit drei Kollegen mit der Lore Gießereiabfälle auf die Halde fahren. Das war eine ziemlich ruhige Arbeit. Zwei Parteien je vier Mann fuhren mit Kipploren Gießereiabfälle oben auf die Halde. Auf halben Weg waren Ausweichleise. Einer wartete auf den anderen, dass er diese Stelle zuerst befährt. Auf der anderen Seite des Schuttberges war eine große Obstplantage. Dort wollte ich mit Äpfel holen. Meine Kollegen rieten mir ab, ein Schäferhund läuft dort herum! Trotzdem wagte ich mal den Abstieg. Zum Glück war der Wachhund nicht da und ich brachte über 60 Äpfel hoch! Jedem Kollegen gab ich acht Stück ab. Die Mädels brachten jeden Tag das Essen zum Betrieb.

Am 17.8. musste ich mit meinen Kollegen im Betrieb sein, falls ein Waggon Braunkohle kommt, diese abladen. Es war ein ruhiger Tag, Kohle kam nicht. Dafür konnte jeder einen beliebigen Werktag frei haben. Ich gab Mittwoch, 20.8., an. An diesem Tage ging ich wieder von meiner Familie weg. Trudel hatte meinen Rucksack zurecht gepackt und ging mit zum Bahnhof Westend. Albert Prause und Hans Bittner, früher Jauernig, gingen mit. Wieder über eine Stunde Fußmarsch über die Wälder am Brocken. Wir waren froh, wieder die Zonengrenze hinter uns zu haben. Albert und ich fahren mit Bus nach Bad Harzburg, um Familie Marwan in Gielde zu besuchen. Ein Junge, den ich fragte, sagt, ich soll die Treppe rauf, die erste Tür links gehen. Ich sehe zur halboffenen Tür rein. Waldemar sitzt am Tisch und mach Schnittbohnen sauber. Als er mich sieht, sagt er : "Ja, der Heine!" Große Freude auf beiden Seiten. Sie haben nur eine ganz kleine Kammer. Wir plaudern bis 1 Uhr nachts.

Ich schlafe bei Waldemar im Bett, Albert auf einem Strohsack auf der Erde. Waldemar hat ein Furunkel im Genick und feiert krank. Er zeigt uns seinen Gemüsegarten, geht dann mit uns ins Nachbardorf zum Bauern Schacht, wo Manfred mal arbeitete. Schacht würde den Albert sofort einstellen, wenn er den Registrierschein für die britische Zone hat.. Leider wurde die Zuzugsgenehmigung in Uelzen nicht erteilt. Für Grubenarbeiter ja, aber nicht in die Landwirtschaft. Für mich käme eine Arbeit als Übertagearbeiter in Frage. Es wäre ernährungsmäßig sehr gut und auch Wohnung würde gestellt. Ich will nach Lüdinghausen fahren, wo Schwager Richard in de Bauernschaft Brochtrup bei Bauer Franz Frintrup mit seinen beiden Jungen Franz und Rudi wohnen. Richards Frau ist mit Tochter Ursula bei einem anderen Bauern.

Am 23.8. war ich nach sehr beschwerlicher Reise endlich mal wieder richtig untergebracht, reichlich essen, konnte meine Schuhe endlich mal ausziehen und in einem Bett schlafen! Die Reise von Uelzen bis Lüdinghausen hat mir sehr zugesetzt. Bei Bahnhofsmissionen erhielt ich öfters mal eine Suppe für 40 Pfennig. Schlafgelegenheit gab es nicht. Ich schlief beim Tisch oder auf einer Bank, meinen Rucksack als Kissen. Kam endlich ein Zug an, stieg kaum jemand aus, aber 50-80 Menschen wollten rein in den Zug. So blieben die meisten zurück, warten auf den nächsten Zug. Öfters schreibe ich in greller Sonne in meinem Heft meine täglichen Erlebnisse weiter.

Am Sonntag, 24.8., an Trudels 47. Geburtstag, fahre ich mit Schwager Richard nach Lüdinghausen ins Hochamt und heilige Kommunion. Wir sitzen nachmittags im Garten bei Frintrup. Packe dann meinen Rucksack zurecht, will morgen wegen Arbeit los. Frintrups wollten mich noch einen Tag da behalten.

Am 25.8. telefoniere ich mit der Kreisbauernschaft und Bürgermeisteramt Lüdinghausen. Drei Bauern werden genannt: Dr. Wischler-Berg, Theodor Holtenbring, Borg und Walter Piepenbring, Nordhausen. Sie beiden letzten raten mir Frintrups ab. Fahre nachmittags mit einem Bauern nach Borg-Netteberge zum Bahnhof Lünen. Dort unterhielt ich mich mit einem Diplom-Landwirt aus Dortmund. Er will die Sache mit dem Bauern Schulze-Wischeber besprechen. Fahre wieder nach Lüdinghausen zu Frintrups. Um 10 Uhr bin ich dort. Bete alle drei Rosenkränze auf dem weiten Weg.

26.8.1947. Hole mit Frintrup die Kühe von der Weide (sie werden im Stall gemolken), fahre dann mit Frintrup zur Stadt. Eine Frau hat mir eine Stelle angeraten, Richtung Berenbrok, am Franziskanerkloster vorbei. Sie Bäuerin hat schon einen anderen eingestellt. Ich tüppler weiter. Ein junger Mann ist mit dem Pferdepflug auf dem Feld. Den frage ich nach einer Stelle bei einem Bauern. Das erste, was er sagte, war: "Verflucht! Wenn ich wüsste wohin, gleich könntest Du mein Gespann haben. Aber dort drüben, wo das rote Ziegeldach zu sehen ist, der hat gestern seinen Kutscher fort gejagt, der stellt Dich sicher ein - hinter der Hecke steht ja der Bauer." Ich ging zu ihm hin, erzählte ihm kurz. Er nimmt mich mit zu seinem Hof und stellt mich seiner Frau vor. Der Bauer heißt Philipp Overhaus. Er fragt, wann ich antreten kann. Da ich meine Papiere noch in Ordnung bringen muss, sage ich ihm. "Am Donnerstag, also übermorgen." Wieder der sehr weite Weg zurück zu Frintrups. Bete wieder zwei Rosenkränze. Spät, es war schon 10 Uhr, war ich endlich da. Erhalte noch Abendessen und plaudere mit Richard. Marichen mit Ursel bringen mir noch das gewaschene Hemd und

die Taschentücher.

Am 27.8.1947 verabschiede ich mich von den sehr netten Bauersleuten Frintrup und von Schwager Richard und seinen Jungen Franz und Rudi. In meinem Rucksack habe ich eine Menge Fallobst. Ich konnte es einfach nicht liegen sehen. In Blankenburg durfte man sich nicht einmal einen unreifen Fallapfel aufnehmen!

In Lüdinghausen zuerst zum Gesundheitsamt. Man fragt mich, ob ich gegen Typhus geimpft sei. Ja, im August 46 bei den Polen daheim. Erhalte Bescheinigung darüber. Dann zum Wohnungsamt und Meldestelle. Bekomme die Registrierkarte und die polizeiliche Anmeldung! Über meine Person konnte ich mich ja ausweisen, hatte von daheim den Grenzausweis mir Foto. Über meine zurückgelassenen Werte muss ich einen Fragebogen beantworten, das an Hand der Hofkarte nicht schwer war. Ich erhielt Abschrift. Land- und Forstbesitz 16.000 MK (Einheitswert), Hausbesitz 29.000 MK, Maschinen und Vieh 40.000 MK, Hauseinrichtung 9.000 MK, Sparguthaben 1.000 MK, Schulden 3.000 MK.

Dann hole ich mir die Lebensmittelkarten. Bettle in einer Fleischerei, wo heute Hochzeit ist, erhalte drei Paar belegte Brote. Gehe zum Bahnhof, bete dabei einen Rosenkranz und schreibe an Trudel in Blankenburg und ins Tagebuch. Vom Bahnhof Ontrup verlaufe ich mich, kam erst  $\frac{1}{2}$  9 bei Overhausen an. Erhalte gleich Abendessen. Die Frau und die Mädels machen meine Bude zurecht. Ein geräumiges Zimmer, alles drin - Wasserleitung mit Becken, Kommode mit Spiegel, Kleiderschrank und ein breites Bett. Ich verstaue gleich meine Klamotten. Die Stube liegt gleich von der Küche rauf.

Am 28. August fange ich an zu arbeiten. 5 Uhr aufstehen, Pferde füttern und putzen. Jedes Pferd hat eine Box für sich, wo es frei herum läuft. Es sind Tiefställe. Gemistet wird nur zweimal im Jahr. Um 7 Uhr geht's aufs Feld. Unter Anleitung vom Chef gebe ich mir Mühe, mit den komischen Ackergeräten zurecht zu kommen. Die Pferde haben nur Blattgeschirre, keine Kumte, wie daheim oder wie auf dem Stadtgut in Blankenburg. Auch die Ackerwagen sind anders, sehr lang, die Deichsel liegt auf der Erde. Sie wird mit einem Halsriemen am Pferd befestigt. Sonntags muss ich ein Pferd an die kleine Droschke spannen, der Chef fährt mit der Frau zum Gottesdienst nach Lüdinghausen. Ich leihe mir immer ein Fahrrad. Zu Fuß geht aus den Bauernschaften niemand, ein weiter Weg!

Anfang September 1947 erhielt ich von Trudel einen Brief aus Blankenburg. Sie hätte allerhand Unannehmlichkeiten gehabt bei den Behörden durch meine Abreise. Vom Arbeitsamt wurde ihr gesagt, ich hätte mich abmelden sollen und beim Betrieb (Harzer Werk) kündigen sollen. Trudel hatte den Beamten gesagt: "Das hätte sowieso nichts genützt!" Da war der Mann ruhig. Ein Wachtmeister wollte meine Lebensmittelmarken haben. Damit hatte ich mich in Blankenburg aber abgemeldet. Das war gut so.

Neben den Feldarbeiten musste ich öfters den jungen Hengst traben lernen, laufen wie ein Schuljunge. Der Chef, Herr Overhaus, gibt mir Äpfel, die er mit in Heu verpacken hilft. Ich will sie bis Braunlage schicken, dort soll Trudel sie abholen und Arbeitskleidung reinpacken für mich. Ich war und natürlich sehr erfreut, als Trudel am 19. September 1947 bei mir in

Berenbrok mit Wäsche und Arbeitskleidung ankam. Sie besuchte ihren Bruder Hubert, der mit seiner Familie in Münster wohnte. Am nächsten Tag fuhr Trudel zum Wohnungsamt in Lüdinghausen und zur Kreisbauernschaft. sie erkundigte sich wegen einer Möglichkeit, irgendwo eine Stelle für mich zu finden, wo auch die Familie wohnen könnte. Da wie dort keine Hoffnung. Abends macht Trudel noch mein Zimmer sauber und pflückt Äpfel.

Sonntag, 21.9., fuhren wir beide in die Messe nach Lüdinghausen. wir trafen dort Hubert, Richard und Marichen Welzel und Tautz Rudi mit Frau aus Nerbotin. Mit Richard und Marichen fuhren wir nach Brochtrup, wo beide bei Bauern arbeiten. Durchnässt kamen wir abends bei Overhaus an.

22.9.: Trudel fährt heute ab, sie will ihren Bruder Josef in Neuheerse noch besuchen. Bei Overhaus stehen zwei massive, laubenähnliche Bauten, etwas weg vom Wohnhaus. Darin sind nur alte Koppelpfähle und Drähte. Ich frug den Chef, ob er mir eines zur Verfügung stellt. Ich würde es für die Familie auf meine Kosten ausbauen lassen. Darauf gibt mir der Chef zur Antwort: "Wenn es Wohnung wird, kann ich es als Hühnerstall nie mehr gebrauchen!" Ein Heimatvertriebener hatte einen solchen Bau ausgebaut und wohnte ganz angenehm mit seiner Familie darin. Endlich, am 4. Oktober, erhielt ich Post von Trudel, dass sie gut in Blankenburg angekommen ist. Frau Overhaus schnitt den Brief auf. Ich gab ihr das Brieflein, das Maria beigelegt hatte, zum Lesen. Mama gab jedem einen Apfel und jedes Kind bekam eine Schnitte Brot mehr! "Dürfen wir zu Dir kommen?", schreibt Maria zum Schluss. Ich musste weinen und ging aus der Küche. Wenn ich an meine Familie denke, die so hungern müssen, nehme ich mir wieder fest vor, mich noch mehr zu bemühen, endlich meine Familie so satt zu bekommen, wie ich es jeden Tag bin.

Auf ein Zeitungsinserat schrieb ich eine Bewerbung. "Verwalter auf 80 ha gesucht!" Lege ein Familienfoto von uns bei. Mein Kollege Göbel leiht mir Tinte und Feder. Frl. Hilde gab mir ein Kuvert. Dann wartete ich jeden Tag auf Bescheid.

Am 21.10. erhielt ich von Trudel aus Blankenburg ein großes Paket mit allerhand Wintersachen, auch Schnürsenkel, Kuverts und Schreibfedern. Unverhofft kam Trudel an Allerheiligen in Berenbrock an. Sie brachte mit noch einige Sachen. Nach drei Tagen fuhr Trudel wieder zurück nach Blankenburg, im Auto von Onkel Franz (Bruder vom Chef).

Am 14.11. erhielt ich einen Brief von Trudel, dass sie gut angekommen ist, aber leider ohne die 12 Pfund Mehl von Overhaus. Das Mehl hat ihr die deutsche Polizei in Walkenried abgenommen!

In diesen Herbsttagen schickte ich öfters Päckchen mit Weizenschrot an Trudel. Obenauf lege ich jedes Mal einige Scheiben Speck, die ich beim Mittagessen zurücklegte. Mehr als ein Kilo durfte das Säckchen nicht wiegen. Als Paket wurde es über Berlin befördert. Das war mit zu unsicher. Die Päckchen kamen alle in Blankenburg an!

Mein Mitarbeiter Göbel sagte mit mal beim Mittagessen, als ich die Speckscheiben zurücklegte: "Wenn Du den Speck nicht isst, wirst Du es hier nicht lange aushalten, denn Du

siehst ja selbst, hier wird schwer gearbeitet!"

Anfang Dezember beantrage ich den Interzonenpass. Ich will Weihnachten bei meiner Familie sein. Man erhält vor der Abreise Interzonen-Reisemarken, die in der Zone in dort gültige Lebensmittelmarken eingetauscht werden. Für vier Wochen erhielt ich Kartoffelmarken und für je 10.800 Gramm Brot und 200 Gramm Butter. In den Tagen vor meiner geplanten Reise zu meiner Familie musste ich noch schwer arbeiten. Rübenmieten zuschaufeln, viel Mistarbeiten. Ich hatte Schmerzen in den Fingern, auch der rechte Arm tat sehr weh. Abends mach ich meine Schuhe und Stiefel sauber, räume mein Zimmer auf. Rasiere mich mit Seifenflocken! Im Bett ist es jeden Abend kalt, ehe ich warm werde vergeht eine Stunde.

Da am Sonntag die Züge wie an Werktagen fahren, will ich morgen, 21.12., reisen. Nach dem Hochamt in Lüdinghausen fuhr ich zum dortigen Bahnhof, kaufte die Fahrkarte nach Walkenried, 379 km für 30,40 RM. Sage Herrn Overhaus, dass ich heute Abend fahren will. Er möchte gern, dass ich morgen noch den Mist umpflüge! Frau Overhaus sagt, es ist besser, bei den heutigen Verkehrsverhältnissen, man hat einen Tag Spielraum. Göberl fährt mich mit Dokard zum Bahnhof. Frau Overhaus hat viele Lebensmittel eingepackt. Ein schwerer Rucksack und ein großer Karton, einige Büchsen mit Wurst und Schmalz, zwei Brote und Äpfel. Auch einen geschlachteten Stallhasen, damit ich für meinen Urlaub zu essen habe. Mit dem schweren Gepäck kam ich mit der Bahn von Ontrup gut in Dortmund an. Ab 8 Uhr sitze ich im Wartesaal. Der Zug nach Hannover soll  $\frac{3}{4}$  11 (22.45) Uhr abgehen, kommt aber eine  $\frac{1}{4}$  Stunde zu spät. Er ist total überfüllt! Ich bittle an verschiedenen Türen, stehe auch manchmal schon in der Tür, es ist aber nicht möglich, hinein zu kommen. Ein Reisender entdeckt, dass der Paketwagen fast leer ist. Der Beamte erlaubt uns, immerhin etwa 50 Personen, bis Hamm mit zu fahren. Dort wird ein anderer Zug eingesetzt nach Hannover. Auch der ist überfüllt.

Schon habe ich den schweren Karton und den Rucksack außerhalb zwischen zwei Waggons untergebracht. Ich sitze auf einem Eisenstufen, die Füße gegenüber auf einem Stufen. Doch ehe der Zug abfährt, denke ich an meine Familie. Wenn ich auf der langen Fahrt verunglücke oder mir fällt das Paket runter, mit dem ich doch so große Freude für die meinen bringen will, steige ich wieder ab. Am Ende des Zuges finde ich zwei fast leere Abteile. Als ich einsteigen will, weist mich ein Beamter zurück, sagt es sind Dienstabteile. Ich gebe ihm ein Butterbrot, da sagt er nur: "Die letzte Tür! Ich bekomme einen Sitzplatz bis Hannover. Konnte auch mal schlafen und es war warm im Abteil. In Hannover gleich Anschluss nach Northeim und von dort nach Walkenried. Eine richtige Prozession, die meisten schwer bepackt, strömt der in der Russenzone gelegenen Stadt Illrich zu. Mein Karton ist aufgeweicht. Eine Fleischbüchse und eine Kerze gucken schon durch den Boden. So drehe ich den Karton um! Nach einer Stunde mühsamer Wanderung bin ich endlich am Bahnhof Illrich. Lasse mir meinen Interzonenpass abstempeln. Mein Wunsch, heute, 22.12., noch bei meiner lieben Familie zu sein, geht nicht in Erfüllung. Löse eine Fahrkarte nach Niedersachswerfen, zwei Stationen von Illrich. Von dort geht die Harz-Querbahn. In der Bahnhofswirtschaft sitzen etwa 20 Leute. Die Polizei nahm ihnen die britischen Registrierkarten ab. Die Zonengänger aus dem Westen sollen morgen wieder zurück. Mich ließ man unbehelligt sitzen. Bei Bier und Korn schreibe ich ins Tagebuch. Wer 1,50 RM

bezahlt, darf im Raum bleiben über Nacht. Mir tun die Füße weh, ziehe die Schuhe aus und versuch, auf dem Stuhl zu schlafen. Es wird mir aber gleich kalt.

Es ist der 23.12.1947. Früh um  $\frac{1}{2}$  6 esse ich von meinen Broten bei einer Tasse Kaffee und gehe zum Bahnhof.  $\frac{1}{2}$  8 fahre ich bis Wernigerode. Es regnet weiter. Mit dem schweren Gepäck gehe ich bis zum Nikolausplatz, wo die Autobusse stehen. Nach Blankenburg fährt erst am späten Nachmittag einer und dann ist es sehr fraglich, ob man auch mitkommt. An der Ausfallstraße nach Blankenburg stelle ich mich an, will ein Auto anhalten. Etwa 20 Menschen stehen dort und hoffen wie ich. Ich verliere fast die Geduld, kein trockenes Plätzchen, wo ich den Karton hinstellen kann. Ich überlege, ob ich nach Halberstadt und von dort nach Blankenburg fahren soll. Gleich hielt ein kleines Auto bei mir an. Der Mann fuhr nach Blankenburg, nahm mich mit! In einer halben Stunde war ich zu Hause.

Diese Gefühle, die innere Freude, habe ich noch nie gekannt, die ich hatte, als ich an der Haustür stand. Ich schellte viermal, stellte mich zur Seite. Gleich kam Ursel, machte auf und rief laut: "Papa, Papa, bleib ock do!" Oben höre ich den Heine und den Gotthard laut rufen: "Der Papa, der Papa!" Auf der Treppe hängen sich beide an meine Hals. Freudestrahlend kamen auch bald Maria und Lenchen. In der Wohnstube begrüß ich dann die Oma, Trudel ist einkaufen. Die Kinder sitzen um mich, in Erwartung, was ich auspacke. Sie können zu Mittag sich mal richtig satt essen. Trudel kam eine Stunde später vom einkaufen. Inzwischen habe ich auch Albertis begrüßt.

Am Heiligen Abend machte ich den Christbaum zurecht. Bei der Einbescherung ist das Ehepaar Alberti und Frl. Mühlmann. die Hausbesitzerin, da. Große Freude bei allen. Frl. Mühlmann hat für unsere Kinder ihren eisernen Rodelschlitten bereitgestellt. Wir waren alle froh und glücklich, dass wir alle gesund beieinander sein durften. Ich muss oft an meinen lieben Vater denken. Sicher wird er bei Maria und ihrer Familie im Böhmischen auch gut Weihnachten erleben.

Nach den Feiertagen, in denen wir so oft spazieren gingen und allerhand Heimspiele machten, hatte ich große Mühe, meine Reisemarken umgetauscht zu erhalten. Bei den Blankenburger Behörden verwies man mich nach Wernigerode oder Quidlinburg. So fuhr ich mir Postbus nach Wernigerode. Dort schickte man mich nach Quidlinburg. Ich will aber die paar Stunden mit meiner Familie zusammensein, nicht herumreisen.

Am 4. Januar 1948 ließ ich bei der russischen Kommandantur meinen Interzonenpass für die Ausreise registrieren. Wir waren an diesem Sonntag noch mal alle zum Gottesdienst und zur Hl. Kommunion. Mit Ursel ging ich zu Frau Betten-Köhler. Lölbecker Straße. Diese tauscht mir für 8200 Gramm Reisemarken um. Mit diesen kann man auch in der Zone Brot bekommen. Die Kinder sind sehr froh darüber und wir Eltern natürlich auch. An diesem Nachmittag ging ich mit allen fünf Kindern zur Kaninchenschau ins "Deutsche Hause". Abends verabschiedete ich mich von Frl. Mühlmann und dem Ehepaar Alberti. Mutti packt meine Sachen, denn morgen muss ich wieder weg von meiner Familie.

Hier eine Zwischenbemerkung:

Seit einiger Zeit war ich mit Pallotinerpater Ferdinand Kastner, der aus Tassau stammte, in brieflicher Verbindung. Da ich nirgends ein neues Buch für meine täglichen Eintragungen auftrieb, hat er mir ein Büchlein, 12 x 6 cm, gesandt, in das ich unser bewegtes Jahr 1948 eintrug!

5. Januar 1948. Trudel geht zum Bahnhof Westend um  $\frac{1}{2}$  6. Fahre bis Tanne, oben im Harz, dann über Benneckensteine nach Hochegeiß zum Bus. Der Bus war überfüllt. So ging ich zu Fuß nach Zorge, 5 km! Da ich mit keinem Zug oder Bus mitkam, gehe ich wieder zu Fuß weiter, nach Walkenried, 7 km. Einer Frau lade ich mein Gepäck auf einen Handwagen. Löse Fahrkarte nach Lüdinghausen, 30,40 RM. Deutsche Polizei kontrolliert die Pässe. Wie bei jeder Fahrt, ob in der Zone oder im Westen, die Züge und Busse sind immer zum Bersten voll. Wieder im Wartesaal übernachten. So war ich am nächsten Tage erst um 9.30 Uhr wieder auf meiner Arbeitsstelle bei Overhaus. Von allen wurde ich freudig begrüßt, besonders von den Kindern. Nach dem Essen gleich ins Bett, dann Kleidung auspacken, Mittagessen und wieder ins Bett. Nächsten Tag fing ich wieder mit der Arbeit an. Es geht noch schwer, habe Nierenschmerzen und vom vielen Marschieren und Herumstehen tun mir die Beine weh. Aus Blankenburg brachte auch u.a. auch Schreibfedern mit, gebe davon Franz Overhaus und Frau Göbel. Ein, für mich recht komisches, Eichenfällen habe ich in diesen Tagen mitgemacht. Die stärksten Bäume wurden von drei Seiten angehauen, drei Mann mit scharfen Beilen schlugen gleichzeitig tiefe Kerben in den Baum, bis noch ein Stutzen stand, der dann abgesägt wurde.

Von Pater Kastner erhielt ich ein Angebot. In der französischen Zone wird auf einem Hof ein Betriebsleiter gesucht. Eine Anschrift wusste er nicht. Er gibt mir die Adresse von einer Marienschwester, deren Schwester ist Kriegerwitwe. Schwester Clariceta teilt mir bald die Adresse von Frau Christine Junglas in Forst, Kreis Cochem, mit. Gleich schrieb ich an sie und schilderte ihr unsere derzeitige Lage. Frau Junglas antwortet mir darauf, dass sie eine so große Familie nicht unterbringen kann. In der Zwischenzeit hatte ich auf einige Suchanzeigen Bewerbungen eingereicht und selbst ein Inserat aufgegeben. , erhielt aber von keinem eine Antwort. So schrieb ich nochmals an Frau Junglas einen richtigen Jammerbrief. In ihrer Antwort lud sie mich zur Aussprache nach Forst ein. Gleich morgen will ich den Interzonenausweis beantragen.

Eine für mich wichtige Begebenheit muss ich hier niederschreiben. Als ich mal beim Pferde füttern war, stand die kleine Maria Overhaus neben mir und guckte mir zu. Dabei sagte sie: "Onkel Feist, Du bist immer so lieb und fleißig!" Darüber haben wohl ihre Eltern gesprochen. Ich kenne ja nun den Betrieb und arbeite, als wäre ich daheim in Tassau auf unserem Hofe. Am 28. Februar 1948 stellte ich den Antrag auf Interzonenpass in die Französische Zone. Soll ihn am 10. März abholen. Als ich an diesem Morgen dem Chef sage, dass ich heute den Pass abholen will, wird er böse, sagt: "Jetzt, wo die Feldarbeit losgeht und Sie alles können, wollen Sie gehen!" Um 11 Uhr lässt er mich dann gehen. Ich fahre mit dem Fahrrad nach Lüdinghausen, hole den Pass. Bei der Kartenstelle erhalte ich die Lebensmittelabmeldung bis auf weiteres.

11. März. Ich ziehe mir gleich Reisekleider an und alte darüber, putze die Pferde. Der Chef

ist heute freundlich, gibt mir 150 RM und fragt mich, wann ich aus Forst wiederkomme. Er meint in zwei Tagen! Das wird wohl nicht gut möglich sein, sage ich. Im Vergleich zu den anderen Bahnfahrten ging es sehr angenehm zu, konnte bis Koblenz sogar sitzen. Von Karden aus ging damals kein Bus. einige Frauen gehen auch die 7 km. Eine fragte mich, wo ich in Forst hin will. Als ich sage, zu Frau Junglas, sagt eine: "Da fallen Sie nicht in die Jauchegrube, wenn Sie in den Hof rein kommen!"

12. März, Karfreitag. Nach dem Kirchgang kommt Herr Ternes, der Bruder von Frau Junglas, der im Nachbardorf Binningen einen Bauernhof hat. Bei einer Flasche Wein beraten wir bis abends. Gehe am 13. März beizeiten nach Binningen. Der dortige Schmied fährt uns mit Motorrad nach Cochem, ich im Beiwagen. Beim französischen Übersetzungsamt Pies, Moselstraße, gebe ich von der ganzen Familie die Personalien an. Gegen Abend sind wir glücklich wieder zurück. Es ist eine herrliche Gegend, die Eifel und dann an der Mosel die hohen Berge. Ich habe so etwas noch nie gesehen.

Zur Pfarrei Forst gehören noch fünf Dörfer. In jedes Dorf wird der Pfarrer oder Kaplan mit Pferdefuhrwerk gefahren. Am Sonntag, 14. März 1948, als ich durch den Pfarrhof in die nahe Kirche gehen wollte, war die Kutsche eben angekommen. Das Pferd trat zu weit vor und brach mit der morschen Decke über der Jauchegrube ein. Mit einigen Männern half ich, das Pferd herauszuziehen. Am nächsten Tag fuhr ich wieder zurück nach Lüdinghausen.

Von meiner Schwester Maria Sellený erhielt ich eine Brief aus Dolný Rybnicy bei Nachod mit einem 20 Markschein. Sie wollen uns helfen, wir sollen zu ihnen kommen! Dem Vater geht es nicht gut, er würde verzehren! In diesen Tagen stellte sich mein Nachfolger beim Chef vor, Werner Wilde, 19 Jahre, aus Hermsdorf, Kreis Waldenburg. Herr Overhaus fragte mich, wann ich hier weggehe. Das hängt von der Zuzugsgenehmigung ab! Was tue ich, wenn sie abgelehnt wird?

Herr Overhaus hatte auf meinen Wunsch eine Zuzugsgenehmigung mit Schreibmaschine getippt. Alle Namen von meiner Familie mit Geburtsdaten drauf. Besonderer Vermerk darauf: Arbeit und Wohnung sind vorhanden! Diesen Zettel schickte ich an Frau Junglas, sie soll ihn vom Ortsbürgermeister unterschreiben und stempeln lassen. In einigen Tagen hatte ich das Schreiben zurück. Immer wieder fragt mich der Chef, wann ich fort gehe. Ich weiß es selbst nicht, erwarte täglich die Zuzugsgenehmigung von der französischen Verwaltung Cochem. Am 23. März tritt mein Nachfolger an, Werner Wilde.

Inzwischen hatte ich den Interzonenpass nach der russischen Zone beantragt, den ich am 25. März abholte. Auf die amtliche Zuzugsgenehmigung habe ich in Lüdinghausen - Berenbrok vergeblich gewartet. Mein Pass gilt nur bis 22. April, so ist es unsicher, ob ich bis dahin alles überwinden kann. Ich will ja noch in Rehbürg bei meiner Schwester Friedel und ihrer Familie und bei Trudels Schwester Marichen die Reise unterbrechen. Sie hat die Zuzugsgenehmigung für Oma in die britische Zone besorgt. Ich ließ meinen Interzonenpass verlängern. Er gilt bis 27. Mai. Am 30. April verabschiedete ich mich von der Familie Overhaus. "Onkel Felix" fährt mich mit dem schweren Gepäck nach Lüdinghausen. Meine sämtlichen Klamotten und dann noch viel Lebensmittel von Frau Overhaus. Tausche

Lebensmittelmarken gleich in Reisemarken um. Gehe mit dem vielen Gepäck nach Brochtrup, wo Schwager Richard mit den beiden Jungen Franz und Rudi bei Bauer Frintrup wohnt. Eine halbe Stunde Fußweg in die Bauernschaft. Am 1. und 2. Mai 1948 bleich ich dort. Mit Herrn Frintrup und seiner Schwester, beide sind alt und leidend, unterhalte ich mich lange. Sehr großes Interesse haben sie, als ich von daheim erzähle, drei polnische Parteien auf dem Hofe, vom "Stehlen" unserer Kalbe am 19.8.1946. Frau Frintrup gibt auch Speck und Fett mit und Reisebrote.

Frühzeitig, am 3. Mai, gehe ich bei Frintrups los. Es ist noch finster draußen. Der Bus fährt 5.35 Uhr, ist überfüllt. So war es auch in den Zügen, Verspätungen, warten, nicht mitkommen. Hinter Bielefeld kann ich endlich meinen schweren Rucksack absetzen, schlafe darauf eine Stunde. Um ½ 8 kam ich endlich in Rehburg an. Gehe für eine Stunde zu Schwägerin Marichen und dann zu Friedel über Nacht. Nächsten Tag früh raus. Ich bin sehr müde, gehe noch mal zu Marichen, treffe alle vier Jungen auf dem Schulweg. Friedel kommt auch zum Bahnhof mit Gerhard und Maria. In Rehburg fährt statt dem Zug heute ein Bahnbus. Unterwegs in Kleinbahn umsteigen. So bin ich erst ½ 12 Uhr in Hannover. Tausche meine Interzonenmarken um, muss über zwei Stunden in der langen Schlange warten. Gebe den schweren Rucksack ab, muss 3,- RM für Versicherung bezahlen. Suche die Flüchtlingsleitstelle auf. Erhalte dort Zuzugsgenehmigung für Oma, Trudels Mutter.

Bin endlich um 20.30 Uhr in Bad Harzburg, muss im Wartesaal übernachten, schlafe am Tisch mit Unterbrechungen bis 4 Uhr morgens. Fahre mit der Bahn nach Eckertal. Dort steht der Russe am Schlagbaum, er lässt mich trotz meinem Interzonenpass nicht durch, sagt: "Zurück, hier verboten, Marienborn!" Ein etwa 14jähriger Junge führt mich mit noch anderen hintenrum. Zweimal wurden von deutscher Polizei die Papiere kontrolliert. Auf der Rückreise sollen wir über Halberstadt. Da nach Blankenburg erst nachmittags ein Zug geht, fahre ich nach Thale und von dort nach Blankenburg. Bin um ½ 4 da.

Wir gehen alle in die Kirche, nachmittags gehe ich mit den Kindern zum Rummelplatz, dann zur Maiandacht, Lenchen zum Kommuniionsunterricht.

7.5. gehe ich zu verschiedenen Behörden, u.a. zur russischen Kommandantur., Hesungerstrasse. Hacke nachmittags Buchenholz, Heine und Gotthard bringen mir immer wieder neue Brocken. Am 8.5. gehe ich zum Umsiedler Amt. Erfahre dort, dass wieder Transporte in die französische Zone gehen, wir müssten über Eisenach. Bei der Bahn sagt man mir, sie nehmen für andere Zonen kein Gepäck an! So frage ich bei Spediteur Ilies an. Er kann erst in drei bis vier Wochen eine Ladung zusammen haben. Ich muss mich weiter bemühen, denn solange können wir nicht warten. Nachmittags gehen die Kinder wieder zum Rummelplatz. Auch Trudel und ich fahren mal auf dem Riesenrad.

Die von Herrn Overhaus getippte Zuzugsgenehmigung, gestempelt und unterschrieben vom Forster Bürgermeister, legte ich beim Umsiedleramt vor. Der Beamte sagt mir, dass der Stempel der französischen Militärbehörde fehlt. Das war mir auch bekannt, aber die im März beantragte Zuzugsgenehmigung aus Cochem hatte ich eben nicht und habe sie auch nie erhalten. Trudels Mutter hat ja die richtige Zuzugsgenehmigung nach Rehburg, britische

Zone. Ich plane, da Oma nicht allein reisen kann, Trudel als Begleitperson und die Kinder, da sie längere Zeit ohne Mutter nicht sein können, von hier aus der russischen Zone heraus zu bekommen. Unser Gepäck soll auf Omas Namen mir befördert werden. Alle diese Laufereien und erfolglosen Erkundigungen haben mir schwer zugesetzt. Kopfschmerzen, Magendruck. Oft lege ich mich ins Bett, massiere mir den Magen. Spaziere mit den Kinder auswärts. Frage wieder beim Umsiedleramt und beim Bahnhof wegen Gepäckbeförderung nach. Es wird nichts angenommen. Als ich mit den Mädels in die Maiandacht gehe, steht bei Kaufmann Körner ein Lastwagen aus Hannover. Ich frage ihn, ob er uns und unser Gepäck mitnehmen könnte. Er sagt, dass er heute viel Ladung hat, aber nächste Woche kommt er wieder. Ob es dann klappt?

Eine kleine Pause in unseren Reiseplänen haben wir über Pfingsten 1948.

16.Mai 1948, Pfingstsonntag

Heute ist Lenchen Erstkommunions-Tag. Unsere Tochter hat heute ihren großen Tag. Albertis sind zum Kaffee da und abends auch Frl. Mühlmann. Pfingstmontag war Prause Magda mit ihrer Mutter bei uns. Sie sind im Nachbarort Heimburg, stammen auch aus Tassau. Die Mädels gehen dann alle drei mit nach Heimburg.



# Von Blankenburg nach Forst



18. Mai. Da es durch die Umsiedlerlager nicht möglich ist, haben wir folgenden Plan: Trudel, die Kinder und Oma gehen über Tann "schwarz" über die Grenze, ich mit dem Gepäck bei Helmstedt über die Zone, falls es mit dem Lastauto aus Hannover klappt. Trudel fängt mit Packen an. Ich hole Frachtbrief und Anhänger vom Bahnhof. Nachdem ich sie ausgefüllt habe, lasse ich sie vom Bürgermeister unterschreiben und stempeln. Trudel ist mit Packen beschäftigt. Die Betten packt sie zuletzt weg. Bis zur Abreise müssen wir uns eben begnügen mit weniger Bettzeug. Trudel geht noch mal zum Spediteur Ilies. Ausnahmsweise will er in der Woche nach dem 30. Mai unsere Sachen mitnehmen.

22. Mai 1948. Ich gehe wieder mit den Mädels in die Frühmesse. Bei Kaufmann Körner sehen wir das Auto aus Hannover stehen. Der Fahrer schläft im Auto. Ich klopfe ans Fenster und frage ihn. Er will uns heute mitnehmen über die Zone! So lasse ich die Kinder allein zur Kirche gehen und laufe schnell heim. Trudel ist ganz bestürzt, dass es nun auf einmal losgehen soll. Ich melde mich bei der russischen Kommandantur und bei der Polizei mit meinem Interzonenpass ab. Dem Russen lege ich noch unseren Frachtbrief vor zum Stempeln. Er sagt, das brauche ich nicht. Trudel besorgt für Oma und für sich und die Kinder die polizeiliche Abmeldung. Ich gehe nochmals zum Fahrer, gebe ihm die Flasche Schnaps, die Trudel als Zuteilung erhielt. Er will gegen 1 Uhr bei uns sein. Gehe noch mal hin um diese Zeit, dann fährt er bis zur Wohnung, Neue Halberstädter Str. Nr. 6. Bittner August aus Jauering, der die Wohnung haben will, hilft die Sachen runter zum Auto tragen. Auch die Kinder helfen alle. Um 14.00 Uhr geht die Fahrt los! Es ist wenig Platz im Wagen, viele leere Fässer. Außer den vielen Säcken und Bündeln haben wir die große Truhe von daheim, mit den Holzrädchen voll gestopft. Sie ist sehr schwer. Der Fahrer hilft gut.

Auf der Autobahn fahren wir bis zum Zonenübergang. Kurz zuvor trinke ich mit dem Fahrer in einer Raststätte ein Bier. Als wir dann vor der russischen Kontrolle sind, macht der Fahrer die Türen am Auto auf. Der Russe sagt nur: "Muss zurück!" Der Fahrer: "Ich hab mir's wohl gedacht, dass ich mit Euch Scherereien haben werde!" Wir luden einige Säcke ab und die Kinder herunter vom Wagen. Ich hatte alle Papiere in der Hand und lief dem Russen nach. Aber der besah mich nicht mehr. Andere Autos wurden kontrolliert, der Schlagbaum hoch und wieder runter. Nach einer Weile kam der Fahrer: "Wo steckst Du denn, bald einladen!!" "Wie kommt das denn?" frage ich. Da sagt er: "Frag nicht so dreckig, einladen!" Bald ging es los und bald hielt er wieder an, diesmal am britischen Schlagbaum. Ein Posten sah in den Wagen, als der Fahrer geöffnet hatte. Der sagte: "Lasst mir bloß den Mann mit den vielen Kindern in Ruhe!" So ging es bald weiter. Nicht lange! Wieder hielt der Wagen. "Ist es denn noch nicht aus?" sagte ich. Der Fahrer war allein an den offenen Türen. "Das ist mir noch nicht vorgekommen, keinen Sack aufgeschnitten und keine Papiere kontrolliert. Macht mal etwas Ordnung und betet den Rosenkranz." Der Fahrer hatte dem Russen zehn Zigaretten gegeben!!!

Auch ein dritter Schlagbaum, vom Amerikaner, war noch zu sehen. Er war immer hoch, denn was der Russe durchließ, durfte beim Ami auch ohne Kontrolle durch. Der Fahrer lud uns, wie vereinbart, am Hauptbahnhof in Hannover ab. Wir wollten unsere Sachen in der Gepäckaufbewahrung abgeben, sie nahmen aber nichts, alles voll! So stapelten wir außen an der Wand die Sachen hin. Das Dach darüber war durch den Krieg nicht mehr da. Oma und die Kinder brachten wir im ehemaligen Luftschutzbunker des Hauptbahnhofs unter. Sie erhielten dort auch etwas zu essen und trinken. Die Diensthabenden Frauen vom Diakonischen Werk hatten dort viele zu versorgen. Trudel und ich haben abwechselnd geschlafen auf unserem Gepäck. Wir mussten sehr aufpassen, denn es wurde viel gestohlen. Es war eine fast schlaflose Nacht für uns!

Sonntag, 23. Mai 1948. Trudel geht um 5 Uhr in den Bunker, zieh die Kinder an. Sie wollen nach Rehburg fahren, da Robert Welzel heute Erstkommunion hat. Nach langem hin und her fährt uns der Spediteur die Sachen zum Güterbahnhof. Alle Teile haben Anhänger "Hannover - Karden Mosel". Ich gebe den Frachtbrief ab. Morgen geht alles ab. Da wir heute nach Rehburg nicht kommen können, weil sonntags kein Zug nach Wunstorf fährt, benutzen wir die Elektrische nach Wülfel. Wir wollen Familie Müssig in Wilkendorf besuchen. Als wir gegen 11 Uhr dort ankommen, werden wir mit Freuden begrüßt und gleich bewirtet. Am nächsten Tag endlich nach Rehburg. Trudel und Oma blieben bei Hermann Welzel, ich und die Kinder bei meiner Schwester Friedel und ihrer Familie über Nacht. Am nächsten Tag trafen wir viele Bekannte aus der Lewiner Gegend.

Am 26. Mai früh fahren wir endlich los. Mit dem ersten Zug  $\frac{1}{2}$  6 nach Wunstorf. Wir haben schwere Koffer als Handgepäck, die wir als Handgepäck aufgeben. Erst um  $\frac{1}{2}$  10 abends sind wir in Karden. Damals fuhr kein Bus, so wollten wir mit den schweren Koffern zu Fuß nach Forst gehen. Als wir an den letzten Kardener Häusern waren, fing es stark zu regnen an. Ich ging zurück ins Dorf, um ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Ein Gastwirt stand in der Tür, den sprach ich an. Dort konnten wir übernachten! Gasthaus zum Rebstock! Ich holte gleich Trudel mit den Kindern und die Koffer. Wir erhielten Kaffee und Brot. Ein Zimmer mit zwei Betten hatten wir, aber wir waren froh, gute Menschen gefunden zu haben.

27. Mai, Fronleichnam. Nach dem Frühstück gehen wir alle ins Hochamt in Karden. Ich hatte am Telefon an der nahen Poststelle Bescheid sagen lassen, ob uns jemand abholen könnte. Wir machten die Prozession mit, danach war ein kleiner Lieferwagen da, der uns nach Forst brachte. Frau Junglas sagte, es wäre ihr lieber gewesen, wir wären überhaupt nicht gekommen! Es hätten sich schon Verschiedene beworben, auch hätte sie gehört, dass sich Ortsvertriebene schlecht bewährt hätten. Sie hatte also wenig Lust, mit uns anzufangen. Ich sage ihr wie damals im März, dass ich das Möglichste tun werde, dass sie zufrieden mit uns ist.

Am nächsten Tag fingen Trudel und ich gleich mit dem Ausräumen der Bude über den Ställen

an, "Dippo" genannt. Über 30 Zentner Zement, 25 Rollen Koppeldraht, zehn alte Pferde Kummete und viel Kleingelumpe liegen darin. Es muss alles die wackelige Treppe herunter

getragen werden. Die Fenster sind zum Teil kaputt, keine elektrische Leitung ist in Ordnung. Einige Drahtbettstellen stehen da, aber nur eine ist zu gebrauchen.

Herr Ternes, der Bruder von Frau Junglas kommt. Wir unterhalten uns über die Zukunft des Betriebes. Auch Herr Kaufmann von nebenan ist da, ein Schwager von Frau Junglas. Er sagt, ich soll den Betrieb pachten! Das ist heute noch zu früh, ich muss mich erst eingewöhnen, Land und Gebräuche kennen lernen. Mit meinen Papieren gehe ich zum Ortsbürgermeister wegen Anmeldung. Er schickt mich nach Treis zum Amt. Dort klappt es auch nicht, erst nach Eingang der Zuzugsgenehmigung. Auch die Kinder wollte ich zur Schule anmelden. Sie ist geschlossen, kein Lehrer da. Ferien!

Vom Nachbarn holen wir einen Herd. Zwei Fensterflügel lasse ich beim Schreiner verglasen.

Trudel weißt die Räume! Am 31. Mai fange ich endlich an, mich um die Landwirtschaft zu kümmern. Peter Höfer, Pfaffenhausen, der bisher die Pferde versorgte und die Feldarbeiten machte, geht mit einem Pferd in die nahe Schmiede, Eisen aufschlagen lassen. Pferdekissen gibt es hier nicht, sie wären beim Sattler in Brohl bestellt. Die Pferde sind aufgescheuert. Für drei Zugpferde ist nur ein Gebiss (Zaum) in Ordnung.



Weihnachten 1957 in Forst v.l.n.r.: Trudel, Gotthard, Heinrich, Heini, Herbert, Martha mit Sohn Josef Hanisch, Alois, Hildegard Hanisch mit Renate, Helene, Gerhard Hanisch, Maria

1. Juni 1948. Hole unsere Sachen in Karden ab mit Zweispänner Kastenwagen. Ursel war

mit. Zurück über Pommern. Wenn Peter die Pferde beschäftigt, sehe ich im Hofe und dahinter nur Unordnung. Kaum ein Tor oder ein Türchen ist in Ordnung. Ich mache den Grasmäher zurecht. Der war total versaut. Nach dem letzten Mähen einfach in die Ecke gestellt. Mit Mühe kann ich endlich das Messer aus dem Mähbalken heraus kriegen, nur zentimeterweise, total verrostet. Ich stehe meist um 5 Uhr auf, Pferde füttern und putzen, dann allein frühstücken. Ich sage zu Frau Junglas, dass ich im Aufstehen, Essen und Arbeitsbeginn Ordnung haben möchte, sie gibt mir Recht. Peter hat daheim gefrühstückt, geht gleich Klee mähen. Ich hole dann das Grünfutter mit dem Pferdewagen. So geht es jeden Morgen. Am 8. Juni gehen die Kinder das erste Mal in Forst in die Schule.

Nach und nach lerne ich die Grundstücke kennen, die zum Hof gehören. Neben einigen großen Feldern, viele schmale Streifen, wo noch Obstbäume drin stehen. Am schwierigsten ist es über Pfaffenhausen, den Berg rauf. Sehr steiniger, löchriger Weg. Der Pferderechen steht da, mit abgebrochener Deichsel, mache beide neu. Ich muss feststellen, dass die Pferde schlecht ziehen. Nur auf die alte Stute "Mena" ist Verlass. Als wir das erste Heu holen wollen, bekommen wir keinen Leiterwagen zurecht, Leitern sind unbrauchbar in diesem Zustande.

Die Wasserversorgung kommt von einem Brunnen im Keller. Ein Elektromotor treibt eine Pumpe an. Diese pumpt in einen großen Kessel. So war die Wasserversorgung gut, auch am Zementtrog im Hofe war ein Wasserhahn. Jeden Tag wurden die Pferde dort getränkt. Auch in der Weidezeit das Rindvieh. Im Winter tränkten wir das Vieh von dem Kran aus der Futterküche. Anfang Juni klappte der Motor einige Tage nicht. Ich führte die Pferde zu Kaufmann zum Wassertrog. Auch die Kühe trieben wir in diesen Tagen zu Kaufmann und holten in Eimern das sonst benötigte Wasser dort. Drei Wiesen waren eingezäunt. Wasser gab es in keiner. Koppeldrähte und Pfähle an vielen Stellen kaputt, die Kinder mussten oft Obacht geben, dass kein Tier wegläuft.

Der 20. Juni 1948 war für uns ein schlimmer Tag. Währungsreform! Für 100 Reichsmark erhält jede Person 40,- Deutsche Mark und in zwei Monaten nochmals je 20,- DM. Da wir noch keine Zuzugsgenehmigung für die französische Zone haben, sind wir auch polizeilich nicht gemeldet. So erhalten wir auch kein neues Geld! Und die Reichsmark ist ungültig! Frau Junglas gibt uns abends für 2,- Mk 10-Pfennig-Stücke, diese gelten noch. Trudel Cousin schickt uns 20,- DM. Er ist Salesianer-Pater in Schlüchtern. Von Frau Junglas erhalten wir 6,- DM für morgen.

Am 23.6. gehe ich zeitig nach Karden, fahre mit der Bahn nach Cochem. Wegen der Zuzugsgenehmigung war ich beim Landratsamt, Landwirtschafts- und Flüchtlingsamt. Ich ließ mich mit einem Kahn über die Mosel nach Cond fahren für 5 Pfennig! Dort beim französischen Kommandanten sagt man mir, dass mein Antrag am 15.4. nach Koblenz gesandt würde. Gehe von Cochem zu Fuß heim nach Forst, drei Stunden! Bin dann bettreif!

Am Sonntag, 25. 7. wurde in der Kirche für Ostflüchtlinge gesammelt. Pfarrer Schreiner bringt uns abends 20,- DM. Einige Tage später noch mal 20,- DM! Am 10. Oktober bringt er uns wieder Geld, diesmal 50,- DM! Am 1. September meldet uns Frau Junglas in der

Krankenkasse an. Am 23. September wurde uns mitgeteilt, dass die Zuzugsgenehmigung abgelehnt ist! Ich gehe damit zu Pastor Schreiner. Er will sich beim Amt in Treis erkundigen. 26. September, ein Sonntag, fahre ich mit einem Fahrrad nach Karden zu Amtsbürgermeister Herlot. Er sagt mir, dass zum 1. Oktober 1948 die Machtbefugnisse der Franzosen in deutsche Hände übergehen. Mutti liegt drei Wochen im Bett, hat ein offenes Bein. Nach einigen Tagen macht sie den ersten Spaziergang, wir führen sie untergehakt, alle gehen mit. In der Rübenenernte war sie dann jeden Tag mit auf dem Feld.

Meine Schwester Maria Sellený, die ja mit ihrer Familie in Dolný Rybnici ist, wo auch mein Vater lebt, bittet in einem Briefe, wir sollen die Zuzugsgenehmigung für den Vater beantragen. Er möchte gern zu uns nach Deutschland. Kurz danach ist er verstorben!

Am 23. Oktober wieder nach Cochem zum Übersetzungsbüro Pies, wegen Aufenthaltsgenehmigung in Deutsch und Französisch...



# Nachwort



Hier enden die Aufzeichnungen von Heinrich Feist, meinem Großvater. Warum er seine Erinnerungen nicht zu Ende geführt hat, werden wir nicht mehr erfahren. Soweit mir bekannt ist, hatte er die letzten Seiten Ende 1984 verfasst. Zeit wäre ihm noch genug geblieben. Gestorben ist er im Alter von 88 Jahren, am 22.07.1994, nachdem er sich bei sich bei einem Treppensturz schwere Prellungen zugezogen hatte und ins Krankenhaus in Mayen eingeliefert wurde. Er war zu diesem Zeitpunkt bereits in schlechter körperlicher Verfassung und hatte seinen Lebenswillen verloren. Nichts desto trotz machte er bis zum Ende seine Scherze mit den Krankenschwestern. Todesursache war eine Magenblutung infolge eines Magengeschwürs. Er wurde an einem sehr heißen Sommertag beerdigt. Als die Trauerfeier in der Donaulaube zu Ende war, haben wir, die Kinder und Enkel, noch bis spät in die sternklare Nacht auf der "viel fotografierten" Treppe gesessen. Es wurde trotz des traurigen Anlasses ein sehr schöner Abend, an dem wir viel über Opa geredet haben.

Ich möchte versuchen, in aller Kürze die wichtigsten, nachfolgenden Ereignisse festzuhalten:

Nach insgesamt 16 Jahren lief der Pachtvertrag auf dem Hof in Forst 1964 ab. 'Opa' und 'Oma' entschieden sich dafür, den Vertrag nicht weiter zu verlängern. Sie kauften statt dessen ein Haus in der Bachstraße Nr. 17 in Mendig und zogen mit den Söhnen Heini, Gotthard, Alois und Herbert sowie Tochter Helene dort ein. Opa arbeitete nach dem Umzug zunächst als Pförtner in einer Fabrik in Andernach. Später, nach seiner Pensionierung, half er noch einige Jahre in einem Supermarkt in Mendig aus.

Ursula war bereits seit 1955 verheiratet und wohnte mit ihrem Mann Fritz Wagener in Kaisersesch, nur wenige Kilometer von Forst entfernt. Sie bekamen vier Kinder: Joachim (08.01.1963), Charlotte (26.05.1965), Alexandra (18.02.1971) und Harald (27.10.1973).

Maria arbeitete zu jener Zeit als Sekretärin bei einem Arzt in Mainz und wohnte folglich nicht mehr auf dem elterlichen Hof. Sie heiratete 1968 Barry Hancock, mit dem sie seither in seinem Heimatland England lebt. Ihre beiden Kinder Sabine (10.02.1968) und Caroline (23.03.1971) sind dort aufgewachsen. Caroline brachte am 04.12.1997 den ersten Urenkel Charly zur Welt. Opa hätte sicher viel Spaß mit ihm gehabt.

Helene feierte 1967 Hochzeit. Mit ihrem Mann hatte sie zwei Kinder: Babsi (26.04.1968) und Lothar (27.12.1970). Sie wuchsen als einzige Enkel in Mendig auf. Später trennte sie sich von ihrem Mann, Fritz Frett.

Als erster und als (bisher?) einziger Sohn trat Gotthard 1985 in den Stand der Ehe. Mit seiner Frau Daniela und seinen Kindern Tanja (23.04.1986) und Martin (11.04.1988) lebt er heute in Nickenich, nahe Mendig.

Heini, Alois und Herbert wohnen noch heute in der Bachstraße Nr. 17. Heini war aufgrund seiner Behinderung nie berufstätig gewesen. Er begleitete seiner Mutter jedoch über lange Jahre hinweg auf ihren Urlaubsreisen, die meist nach Österreich führten. Jedes Jahr durfte eines von uns Enkelkindern

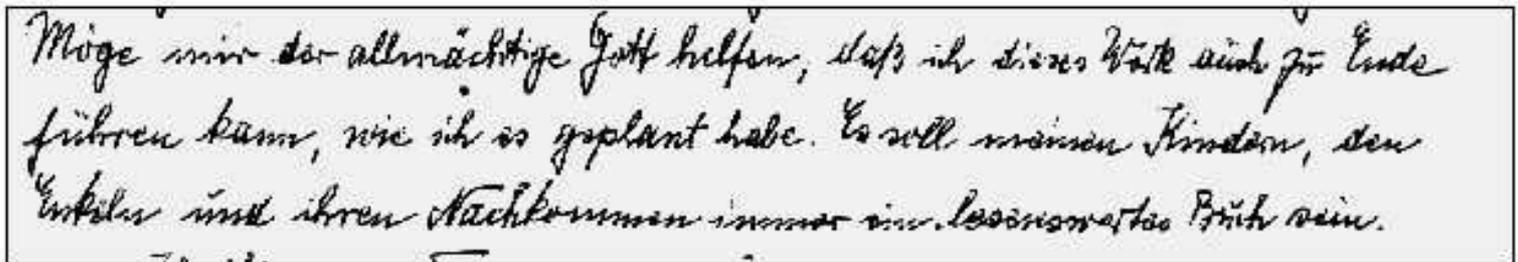
mitfahren.

Fritz Wagener, mein Vater, starb am 15.09.1995, nach kurzer Krankheit und für uns alle viel zu früh, an einem septischen Schock infolge einer Blutvergiftung. Wodurch diese Blutvergiftung entstand ist bis heute unklar.

Oma wird im August diesen Jahres 89 Jahre alt. Damit hat sie alle ihre neun Geschwister überlebt. Sie ist noch immer der Mittelpunkt unserer Familie, um den wir uns alle immer wieder versammeln. Und manchmal ist sie auch heute noch spröde und unnahbar, ganz wie Opa sie schon vor seiner Hochzeit beschrieben hat. Sie ist vielleicht schon etwas vergesslich geworden, aber im Halma immer noch unschlagbar.

Ein Bild von Opa, das sich mir eingepägt hat, ist, wie er am Wohnzimmertisch oder im Sommer in der Laube saß, die Brille auf den Kopf geschoben hatte und in einem seiner zahlreichen Tagebücher seine täglichen Eintragungen machte. Da er kurzsichtig war, brauchte er selbst im hohen Alter zum Lesen keine Brille, eine Tatsache, die ihm sein Arzt schon vor langer Zeit vorhergesagt hatte. Fast bis zuletzt hat er seine Tagebücher geführt, wenn auch am Ende oft lückenhaft. Seine letzte Aufzeichnung stammt vom 02.04.1994, dem Tag von Barry und Marias Silberner Hochzeit, die wir in Mendig gefeiert haben:

"Heute Nachmittag große Silberhochzeitsfeier in der "Donau". Es war sehr gemütlich. Ich ging gegen ½ 6 heim und gleich ins Bett, brauche Ruhe! Beendigung der Feier gegen 23 Uhr." Es ist nicht ganz richtig, dass Opa direkt ins Bett ging. Nein, zuerst ging er baden, schließlich war es Samstag und Samstag ist Badetag. Davon konnte ihn auch eine Silberne Hochzeit nicht abhalten...



Möge mir der allmächtige Gott helfen, daß ich dieses Werk auch zu Ende führen kann, wie ich es geplant habe. Es soll meinen Kindern, den Enkelkinder und ihren Nachkommen immer ein lesenswertes Buch sein.

In der Einleitung hat Opa geschrieben:

Leider konnte er das Werk nicht zu Ende führen. Aber was er niedergeschrieben hat, ist ein bewegende Reise in die Vergangenheit und gibt uns einen tiefen Einblick in sein Leben, seinen Glauben und seine Überzeugungen. Und es wird ganz bestimmt immer ein lesenswertes Buch für uns Nachkommen bleiben.

Köln im Juli 1998,

niedergeschrieben von Alexandra Wagener



Zum Schluss noch zwei Fotos, die viele Jahre später aufgenommen wurden:

Oma, Opa und die glorreichen Sieben in Mendig:

Heini, Helene, Gotthard, Ursula, Alois, Herbert, Maria



Aufnahme Juni 1979, Inschrift auf der Rückseite:

Von Frau Anni Bittner, Jauernig

Wohnhaus mit Ställen. Oktober 1946 war alles in Ordnung, als wir die Heimat verlassen mussten. Drei Polen auf dem Hofe. 1948 keiner mehr. Vieh und Maschinen fortgeschafft.





